



Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades
„Master of Arts (M.A.)“ im Studiengang Soziologie

Der stabile Alltag als Faktor der Krisenbewältigung

Eine wissenssoziologisch fundierte Ethnographie
zum Ahrtal nach der Flutkatastrophe von 2021

vorgelegt von
Susanne Bell

Bonn, den 10. Juli 2023

Philosophische Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie

Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades
„Master of Arts (M.A.)“

im Studiengang Soziologie

**Der stabile Alltag als Faktor der Krisenbewältigung.
Eine wissenssoziologisch fundierte Ethnographie
zum Ahrtal nach der Flutkatastrophe von 2021**

vorgelegt von:

Name: Susanne Bell

Anschrift: [REDACTED]

Matrikelnummer: [REDACTED]

Studiengang: Soziologie, M.A.

Erstgutachter: Prof. Dr. Clemens Albrecht

Zweitgutachter: Prof. Dr. Christoph Antweiler

Bonn, den 10. Juli 2023

Abstract

Wie gehen Betroffene der Flutkatastrophe im Ahrtal vom 14./15. Juli 2021 mit den Folgen dieses kritischen Einschnitts in ihren Lebenswegen um? Vor welchen Problemen stehen sie, welche Lösungen finden sie, um diese Probleme zu bewältigen und welche Kontextfaktoren beeinflussen die gewählten Bewältigungsstrategien? Die Menschen dort stemmen in dieser Zeit nicht nur den privaten Wiederaufbau und kämpfen mit den emotionalen und sozialen Konsequenzen der Katastrophe, sondern müssen „nebenbei“ auch den üblichen Anforderungen ihres Alltags gerecht werden. Wie können Krisen- und Alltagsbewältigung gleichzeitig funktionieren, wo stehen sie sich gegenseitig im Weg und wo gibt es Synergieeffekte? Stehen den Betroffenen die nötigen Wissensbestände und Ressourcen zur Verfügung, die sie für eine bestmögliche und umfassende Erholung von diesem potentiell traumatischen Erlebnis brauchen? Und welche unbeabsichtigten Nebenfolgen zeichnen sich bei welchen Bewältigungsformen ab?

Mit einem besonderen Augenmerk auf soziologische Zusammenhänge taucht Susanne Bell ethnographisch in die Lebenswelt des Ahrtals im Jahr 2022 ein und führt teilnehmende Beobachtungen und Interviews in einer flutbetroffenen Kommune des unteren Ahrtals durch. Auf diese Weise identifiziert sie fünf Problembereiche (Überforderung, Instabilität, Schmerz, gesellschaftliche Konnotation, Folgeprobleme von Dissoziation), vier Arten von Kontextfaktoren (Wissensbestände der Alltagswelt, spezielle Wirklichkeitsbereiche, kollektive Umwelteinflüsse, individuelle Ressourcen) und fünf Arten von Bewältigungsstrategien (Verschiebung des Wirklichkeitsbezuges, Orientierung an anderen, Unterstützung durch andere, Anpassung oder Herstellung von Kontinuität, aktive Auseinandersetzung) mit jeweils zahlreichen Unterkategorien. Dabei beleuchtet sie insbesondere die Bedeutung der vorherrschenden Sinnbezüge und Interpretationskontexte, in welche die Probleme kognitiv und kommunikativ eingebettet werden.

Die Idee des „Normalen“ ist hier nicht nur das Licht am Ende des Tunnels, sondern auch schon während des Ausnahmezustandes ein rettender Anker im Sinne einer als normal angesehenen Reaktion auf unnormale Umstände. Diese soziale Einordnung als „normal“ oder auch „alternativlos“ schenkt sehr viel Sicherheit und Stabilität, kann gleichzeitig aber auch soziale Konflikte und/oder Spaltungen zwischen Personenkreisen mit unterschiedlichen Bewältigungswegen und damit einhergehenden Prioritätensetzungen nach sich ziehen.

Ein abschließendes theoretisches Gesamtmodell versucht, die individuelle und gesellschaftliche Krisenbewältigung zu verzahnen und jeweils ideale Mittelwege zwischen aktivistischer Übererregung und passiver Untererregung auszuleuchten. Dabei wird auf beiden Seiten zwischen verschiedenen Formen des Scheiterns, der funktionalen Stabilisierung und der Verwirklichung materialer Werte unterschieden. Dieses Modell bietet breite Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Forschung und eine erste Orientierung für den Aufbau generalisierter Wissensbestände zum Thema kollektive Krisenbewältigung.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
1.1 Gesellschaftliche Relevanz und Erkenntnispotenzial.....	1
1.2 Forschungsansatz.....	2
1.3 Theoretische Perspektive	4
1.4 Forschungsstand und Diskussionsgrundlage	7
2. Ethnographische Methodik.....	10
2.1 Grundausrichtung und Gütekriterien	10
2.2 Persönliches Verhältnis zum Feld, Forschungshaltung und Ethik.....	13
2.2.1 Welche spezifische Perspektive bringe ich mit und wie füge ich mich gut ein?	13
2.2.2 Wie offen und ehrlich trete ich im Feld auf?	16
2.2.3 Warum beschäftige ich mich mit diesem Thema?	17
2.3 Teilnehmende Beobachtung und ero-episches Gespräch	19
2.3.1 Überblick über die einzelnen Beobachtungen	19
2.3.2 Methodik des ero-epischen Gesprächs	20
2.3.3 Feldnotizen und Gedächtnisprotokolle.....	22
2.4 Trianguliertes Interview.....	24
2.4.1 Rahmengestaltung und Ablauf.....	24
2.4.2 Auswahl der Gesprächspartner:innen	25
2.4.3 Go-Along.....	26
2.4.4 Cognitive Maps	27
2.5 Auswertung.....	29
3. Theoriegrundlage: Die Lebenswelt zwischen Krise und Alltag	31
3.1 Der stetig-ruhige Lauf des Flusses: Stabile Grundverfassung der Alltagswelt	31
3.1.1 Der Alltag plätschert dahin: die natürliche Einstellung.....	31
3.1.2 Paddeln im ruhigen Fahrwasser: alltägliche Lebensführung.....	34
3.1.3 Der Fluss wird begradigt: Rationalisierter Alltag.....	37
3.2 Wenn der Damm bricht: Stabilitätsverlust der objektiven Wirklichkeit.....	39
3.2.1 Die Welt wird zum Aquarium: Radikalität	39
3.2.2 Plötzlich kommt, was lange sich zusammenbraute: Rapidität	41
3.2.3 Wassergott, Flussgeister oder Blaulichtheld:innen: Ritualität und Charisma	42
3.3 Den Wasserfall hinab und zurück auf die Spur: Stabilitätsverlust der subjektiven Wirklichkeit und dessen Bewältigung	44
3.3.1 Freier Fall und Aufprall: Alltagsbruch in der Lebensführung	44
3.3.2 Orientierungsverlust im Chaos der Nebelschwaden: Grenzsituationen,	

Wirklichkeitskrisen und Scheitern der alltäglichen Lebensführung.....	46
3.3.3 Altes Boot auf neuem Kurs: Balance aus Anpassung und Kontinuität	49
3.4 Der Pegel sinkt: Bewältigung des objektiven Stabilitätsverlustes	51
3.4.1 Wasser ableiten... oder doch lieber Säure hineinkippen? Sechs gesellschaftliche Lösungen nach Clausen	51
3.4.2 Irgendwann versickert jede noch so große Wassermenge: Ungesteuerte Prozesse der Veralltäglichung.....	54
3.4.3 Im Grundwasser wird gespeichert, was verloren scheint: Subsinnwelten und Sinnprovinzen.....	55
4. Ergebnisdarstellung: Das Leben nach der Katastrophe	58
4.1 Orientierungsverlust und Hilflosigkeit: die Flutnacht und die Tage danach	58
4.1.1 Rapidität und Radikalität des Katastropheneintritts	58
4.1.2 Annehmen von Co-Regulation und räumlicher Abstand (Hans-Peter und Gabriele)	59
4.1.3 Mit Analyse und Tatkraft gegen den anfänglichen Kontrollverlust (Jolien) .	60
4.1.4 Gefahrenbewusstsein und aktive Suche nach Hilfe (Nadine)	61
4.1.5 Der veralltägliche Effekt von Kindern im Haushalt (Jolien)	62
4.2 Praktische Unmöglichkeit von Routinen und zahlreiche ungewohnte Probleme. 64	
4.2.1 Aktivieren sozialer Ressourcen trotz fehlender Normen und Institutionen (Jolien).....	64
4.2.2 Nutzen von öffentlichen Hilfsangeboten (Nadine).....	67
4.2.3 Hohe Anpassungsbereitschaft in der Übergangswohnung (Jolien)	68
4.3 Atmosphäre und Naturverhältnis im Dauer-Katastrophengebiet.....	69
4.3.1 Chronische Präsenz von Grenzsituationen	69
4.3.2 Jedes Gewitter triggert das traumatische Erleben der Flutnacht (Gabriele)..	71
4.3.3 Die Kollateralschäden von maximaler Ressourcenaktivierung (Nadine).....	72
4.3.4 Kontextabhängigkeit der atmosphärischen Belastung (Jolien)	75
4.3.5 „Das ist doch wirklich nur Kosmetik“ (Uwe)	77
4.4 Das soziale Miteinander der Betroffenen	78
4.4.1 Art der Bewältigung verbindet oder spaltet auf Dauer mehr als geteiltes Leid	78
4.4.2 Kooperation unter Betroffenen (Nadine).....	80
4.4.3 Abgrenzung gegenüber schweren Schicksalen anderer (Hans-Peter und Gabriele)	81
4.5 Vielfältige Verunsicherung und Stigmatisierung	82
4.5.1 Breiter Vertrauensverlust in öffentliche Institutionen.....	82
4.5.2 Ersatz-Facheliten, Katastrophen-Sheriffs und die Bildung erster Sedimente	84

4.5.3 Lebensweltliche Kluft zwischen Betroffenen und nicht Betroffenen (Bertolt)	88
4.5.4 Scham über Hilfsbedürftigkeit.....	90
4.5.5 Prekäres Wohnverhältnis im Tiny House (Hans-Peter und Gabriele)	90
4.5.6 Nur eingeschränkte Gästebewirtung möglich (Jolien)	92
4.5.7 Verwandlung des Stigmas in begünstigende Narrenfreiheit (Nadine).....	93
4.5.8 Ambivalente Wirkung des Helden-Narrativs (Jolien)	95
4.6 Erschöpfung, Depression und Trauer	96
4.6.1 Sinnprovinzen und Subsinnwelten ermöglichen Abstand und Unbeschwertheit	96
4.6.2 Normalität im Ausnahmezustand erzeugt Sicherheit (Jolien)	98
4.6.3 Verbundenheit mit der eigenen Trauer (Nadine)	100
4.6.4 „Mama, ALLE gehen weg“	101
5. Schlussbetrachtung: Eine Krise, 1000 Wege der Bewältigung	103
5.1 Überblick über Kernprobleme, Kontextfaktoren und Bewältigungsstrategien ..	103
5.2 Die wichtigsten Zusammenhänge von subjektiver und objektiver Wirklichkeit	105
5.3 Theoretisches Gesamtmodell der Bewältigung	108
5.4 Kritische Überlegungen und Ausblick.....	111
Literaturverzeichnis	114
Quellen	114
Literatur	115
Anhang	V
Anhang 1: Übersicht über die individuellen Problembereiche.....	V
Anhang 2: Übersicht über die individuellen Kontextfaktoren	VI
Anhang 3: Übersicht über die individuellen Bewältigungsstrategien	VII

1. Einleitung

1.1 Gesellschaftliche Relevanz und Erkenntnispotenzial

Je mehr man im Jahr 2022 im Ahrtal unterwegs ist, desto deutlicher ist eine allgemeine Sehnsucht spürbar: Normalität. Dorthin wollen die meisten Menschen zurück, mehr als alles andere. Das schließt nicht aus, dass vielfältige Ideen und Meinungen dazu vorhanden sind, an welchen Stellen das Ahrtal besser als zuvor aufgebaut werden könnte und sollte – aber gerade für das eigene Leben ist Normalität ein Zauberwort, das die Lösung aller Probleme und Nöte verspricht. Und eben jene häufen sich in der westdeutschen Region, die seit der Flutkatastrophe vom 14./15. Juli 2021 mit deren vielfältigen Nachwirkungen zu kämpfen hat. 135 unmittelbare Flutopfer, eine Person ist bis heute vermisst, ca. 42.000 Betroffene (vgl. SWR 2023b) und Schäden an der öffentlichen Infrastruktur in Milliardenhöhe (vgl. MDR 2022).

Drei Gründe sprechen dafür, dass diese Situation reichhaltige Forschungsaufmerksamkeit erhalten sollte:

- 1.) Die Lage im Ahrtal stellt eine im Deutschland der 2020er Jahre einzigartige Situation dar, die überdies auch noch einem schnellen Wandel unterworfen ist. Die Erkenntnisse, die heute gewonnen werden können, sind morgen bereits Teil der Geschichtsbücher und müssten mühsam retrospektiv rekonstruiert werden.
- 2.) Diese Situation ist nicht nur eine humanitäre Katastrophe, sondern auch eine enorme Herausforderung für Politik und Verwaltung. Wissenschaftliche Expertise ist mehr denn je gefragt – nicht nur für's Protokoll, sondern zur tatsächlichen Umsetzung. Hier besteht großes Potenzial, die Ergebnisse aus der Forschung in die Praxis tragen und mit lokalen Akteuren zusammenarbeiten zu können, um die Entwicklung dieser notleidenden Region möglichst gewinnbringend mitzugestalten.
- 3.) Nicht nur die konkreten, fallbezogenen, sondern auch die generalisierten Wissensbestände können durch einen Blick aufs Ahrtal eine große Bereicherung erfahren. Wir haben hier die Chance, uns als Fach für all die drohenden Krisen der nächsten Jahre und Jahrzeiten zu rüsten und somit unsere Ratgeberfunktion wahrnehmen zu können, wenn sie bitter nötig wird.

1.2 Forschungsansatz

Die vorliegende Studie hat in ihrer explorativen Natur den Anspruch, sich inhaltlich an dem untersuchten Feld auszurichten und die Themen aufzugreifen, die von den Betroffenen vor Ort als relevant empfunden werden, anstatt mit einer festgeschriebenen Forschungsfrage dort anzukommen. Auf diese Weise ist gesichert, dass die Ergebnisse konkrete Erklärungs- und Lösungsansätze für akute Probleme und Konflikte vor Ort bieten. Zudem kann so der Komplexität dieser noch weitgehend unerforschten Situation Rechnung getragen werden (vgl. Schlehe 2020, S. 103).

Entsprechend findet die Datenerhebung zwar methodisch informiert und reflektiert statt, aber weitgehend frei von theoretischen Vorprägungen auf bestimmte Kategorien oder Ähnliches. Zwar steht sehr früh fest, dass die Forschung eine wissenssoziologische Perspektive haben soll, aber es sind keinerlei konkrete Konzepte geklärt. So kann sich ein offener Forschungsprozess entwickeln, der insbesondere von ethnologischer Fachliteratur begleitet und inspiriert wird. Das Forschungsfeld grenzt sich hierbei in Anlehnung an Hans Peter Hahn weniger über den Gegenstand einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin ab, sondern vielmehr über „die Verknüpfung von unterschiedlichen Beobachtungen an einem Ort“ (Hahn 2014, S. 68).

Ich beschränke mich räumlich auf Niederaue [Pseudonym], ein Stadtviertel mit dörflichem Flair im unteren Ahrtal. Aufgrund der flachen Topographie unterhalb von Bad Neuenahr sind die Auswirkungen der Flutkatastrophe hier weniger verheerend als an der Oberahr. Das Wasser stieg nicht so hoch und die Strömung fiel schwächer aus, sodass hier keine Häuser weggerissen wurden und das Straßenbild entsprechend deutlich weniger verstörend ist als bspw. in Altenahr. Zudem ist Niederaue einer der wenigen Orte ohne direkte Todesopfer in der Flutnacht. Entsprechend sind die hier vorgestellten Ergebnisse nur bedingt übertragbar auf das gesamte Flutgebiet und es lässt sich vermuten, dass die Katastrophe in Niederaue vergleichsweise leichter zu bewältigen ist als andernorts. Diese Auswahl treffe ich in erster Linie aufgrund pragmatischer Zugänglichkeit (persönliche Bekanntschaften und gute infrastrukturelle Anbindung), aber auch, um meine emotionale Belastungsgrenze nicht zu übersteigen.

Als methodische Leitlinie ist Roland Girtlers Werk „Methoden der Feldforschung“ (2001) hervorzuheben, in dem er ethnologische Forschungsansätze auf die soziologische Erforschung von Subkulturen innerhalb des eigenen Kulturraumes überträgt.

Dieser Ansatz lässt sich gut auf den Kreis der Flutbetroffenen anwenden und kann viel Mehrgewinn bei der Datenerhebung produzieren. Eine ausführliche Erläuterung zur methodischen Grundausrichtung sowie den Gütekriterien ethnographischer Forschung findet sich im ersten Unterkapitel des Methodenteils, wobei die hier als zentral identifizierte Selbstreflexion daran anschließend ausgeführt wird. In den Unterkapiteln zur Beobachtungs- und Interviewgestaltung finden sich Übersichten zu den konkreten Datenerhebungen und Details zu ihrer Durchführung, für die verschiedene Fachaufsätze und Handbuchartikel ergänzend herangezogen werden. Die Auswertung schließlich ist angelehnt an die klassische dreischrittige Kodiersystematik der Grounded Theory bzw. ihrer jüngeren Weiterentwicklung nach Kathy Charmaz (vgl. Charmaz 2014).

Generell gilt aber trotz allen Methodenwissens, dass ein umfassendes Verständnis der lokalen Gegebenheiten und eine angemessene Anpassung an diese wichtiger sind als das Festhalten an einem ideellen Forschungsdesign, gerade dann, wenn es um konkrete Lösungen für spezielle Situationen geht (vgl. Schönhuth und Jerrentrup 2019, S. 150).

Es erscheint sinnvoll, das Methodenkapitel dem Theoriekapitel voranzustellen, um den Forschungsprozess authentisch abzubilden und damit seine Transparenz und Nachvollziehbarkeit zu erhöhen. Die Auseinandersetzung und Anwendung von Fachliteratur wird vor diesem Hintergrund als Bestandteil eines holistischen Forschungsprozesses verstanden, der eng an seinem Gegenstand bleibt und trotzdem zu einem Ausbau des generalisierten Wissensbestandes beitragen kann. Jens S. Dangschat und Raphaela Kogler bezeichnen diesen Ablauf als eine gründliche Beschreibung der Alltags-Phänomene, die anschließend in „allgemeine gesellschaftliche Kontexte [gestellt] und vor diesem Hintergrund neu [bewertet]“ (Dangschat und Kogler 2019, S. 1339) werden. Dieses Vorgehen markiert einen wichtigen Unterschied der hier vorgenommenen Ethnographie zum Gesamtparadigma der Grounded Theory, da letzteres zentral auf die Ableitung neuer theoretischer Konstrukte abzielt anstatt auf die Einordnung in den bisherigen Theoriebestand.

Die Ergebnisdarstellung strukturiert sich nach den größten Herausforderungen im Leben der Betroffenen. Sie erfolgt eng am Material und unter direkter Einarbeitung theoretischer Analysebegriffe (Deduktion), die laufend durch die Beschäftigung mit dem Material ergänzt werden (Induktion). Der inhaltliche Fokus liegt hier auf der individuellen Krisenerfahrung und -bewältigung, wobei die gesellschaftliche Ebene als Quelle wichtiger Kontextfaktoren und Adressat unbeabsichtigter Nebenfolgen des Handelns im Blick

gehalten wird.

In der Schlussbetrachtung fasse ich die aufgespürten Probleme, Kontextfaktoren und Bewältigungsstrategien zu Clustern zusammen, erläutere deren wichtigste Zusammenhänge und schlage ein theoretisches Gesamtmodell der Krisenbewältigung vor. Zuletzt folgt eine Erläuterung der Limitationen dieser Studie und ein Ausblick auf weitere Forschungspotenziale.

1.3 Theoretische Perspektive

Erst gegen Ende der Datenerhebung, nach einigen Monaten regelmäßiger teilnehmender Beobachtungen und enger medialer Verfolgung der Thematik, kristallisiert sich der Fragenkomplex heraus, der im Folgenden bearbeitet wird: Was genau verstehen die Betroffenen unter „Normalität“ und welche Bedeutung trägt sie in der Lebenswelt des Einzelnen? Wie hat die Flut diese Normalität verändert bzw. erschwert? Und nicht zuletzt, wie gut lässt sie sich im Laufe des Wiederaufbaus wiedererlangen und welche Faktoren könnten hier hilfreich oder erschwerend sein?

In der soziologischen Forschung ist der Normalitätsbegriff stark mit Krankheits- und Devianz-Diskursen verknüpft und enthält somit eine normative Komponente in Bezug auf eine soziale Einheit (vgl. bspw. Finzen 2018; Alisch und May 2016). Dort wird Normalität als das orthodoxe Zentrum einer Kultur verstanden, von der es heterodoxe Abweichungen gibt. Gerade diese Interpretation ist im Ahrtal mit Normalität aber nicht gemeint, sondern vielmehr die positive Qualität von Normalität für das eigene Leben im Sinne von Stabilität, Vertrautheit und Funktionalität. Das unfreiwillig Unnormale am eigenen Leben durch die Folgen der Flutkatastrophe ist es, dem die Menschen dort entfliehen wollen. Diese Ausgangslage benötigt die Verschränkung von zwei unterschiedlichen soziologischen Fokuspunkten, einerseits das Katastrophale, das bewältigt werden muss, und andererseits das Normale, das das Ziel dieser Bewältigung darstellt.

Zentral für den theoretischen Zugang, der im zweiten Kapitel entfaltet wird, ist eine wissenssoziologische Perspektive, die eine Fokussierung auf Sinnzusammenhänge und Wissensbestände und damit einen Blick „hinter die Kulissen“ ermöglicht, sodass auch scheinbar Irrationales sowie konträre Wahrnehmungen und Interpretationen der geteilten Wirklichkeit gut nachvollziehbar werden. Dadurch ist sie besonders gut geeignet, um die große Bedeutung eher unscheinbarer Aspekte des Wiederaufbaus zu identifizieren, die

jenseits der großen, breit diskutierten Strukturfragen liegen: das Informelle, das Ästhetische, das Private, das Zwischenmenschliche. All das kann zwar nicht top-down gesteuert werden, aber doch durch die richtige Rahmensetzung begünstigt werden.

Bei dieser Grundausrichtung bietet sich der Alltags-Begriff anstelle des Normalitäts-Begriffes an, um besser an den inhaltlich treffenden Theoriediskurs anschließen zu können. Die Lebenswelt bei Alfred Schütz und Thomas Luckmann bzw. die Alltagswelt bei Peter Berger und Thomas Luckmann umfasst konzeptionell all die Formen von Wissensablagerungen, Institutionen und Handlungen, die uns einen festen Stand im Alltag ermöglichen. Komplementär dazu nehmen die Theoretiker aber auch sogenannte alternative Sinnprovinzen, Grenzsituationen und bestimmte Krisenmöglichkeiten in den Blick, die diesen festen Stand gefährden können.

Zudem dient insbesondere die Unterscheidung zwischen einer subjektiven Wirklichkeit auf Individualebene und einer objektiven Wirklichkeit auf Gesellschaftsebene bei Berger/Luckmann als zentrales Ordnungselement für die vorliegende Studie. So werden nach einer grundlegenden Konzeptionierung des Alltags im stabilen Normalzustand (oder eher Idealzustand) grob zwei Formen des Alltagsverlustes unterschieden: eine gesellschaftliche Form, die die objektive Wirklichkeit betrifft, und eine individuelle Form, die die subjektive Wirklichkeit betrifft, wobei letztere durchaus kollektiv auftreten kann. Darauf folgt die gleichermaßen getrennte Beleuchtung von Prozessen der Krisenbewältigung bzw. des Scheiterns. Quer durch alle Unterkapitel wird der Versuch unternommen, auch die Zusammenhänge zwischen subjektiver und objektiver Wirklichkeit zu beleuchten, die sich mit Berger/Luckmann als Externalisierungs- und Internalisierungsprozesse verstehen lassen.

Nun merkt Constans Seyfarth kritisch an, dass die Alltagswelt in der Phänomenologie als Fundament für sämtliches soziales Handeln begriffen wird, sodass radikale Außeralltäglichkeit hier einen konzeptionell weitgehend blinden Fleck darstellt (vgl. Seyfarth 1979, S. 160). An dieser Stelle ist eine Ergänzung der theoretischen Basis um Max Webers Überlegungen zu Charisma und Außeralltäglichkeit dringend angezeigt, um ein tiefergehendes und prozessuales Bild von dem zu bekommen, was wissenssoziologisch gesprochen an den Rändern der Gesellschaft stattfindet und damit häufig aus dem Blick gerät. Weber stellt diese Konzepte vorwiegend in einen herrschafts- und religionssoziologischen Kontext, dem in der vorliegenden Arbeit höchstens mit Randverweisen Rechnung

getragen werden kann. Doch auch losgelöst davon bieten sie einige analytische Tiefe und können den wissenssoziologischen Theoriebestand bereichern. Die gesellschaftliche Bedeutung von Rationalisierung, Außeralltäglichem und die sogenannten Prozesse der Veralltäglichung können dabei helfen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die individuelle Bewältigung der Flutkatastrophe besser zu verstehen. Eine weitere wichtige Ergänzung zum Verständnis der objektiven Wirklichkeit bietet Lars Clausens Prozessmodell FAKKEL, das eine historische Perspektive auf die Genese sozialer Katastrophensituationen und deren Bewältigungsmöglichkeiten liefert.

Nicht zuletzt findet auch das Konzept der „alltäglichen Lebensführung“ Anwendung, das einen reichhaltigen empirischen Forschungsbestand mit sich bringt und als subjektivorientiertes Konzept (vgl. Wehrich 2018, S. 523) den wissenssoziologischen Zugang zur subjektiven Wirklichkeit bereichern kann. Der Begriff wurde in den 1980er/1990er Jahren im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereiches 333 „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ geprägt (vgl. Wehrich 2018, S. 511) und beschreibt die handlungsorientierte sinnliche Integration verschiedener Lebensbereiche (vgl. Niemand 2020, S. 38). Zwischenzeitlich etwas eingeschlafen, wurde das Konzept 2016 auf einer Tagung mit dem Titel „Transformationen alltäglicher Lebensführung. Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen“ wiederbelebt und in den Kontext aktueller Fragestellungen und paradigmatischer Turns gestellt (vgl. Wehrich 2018).¹

Gerade auch die gegenwärtige Situation im Ahrtal offenbart, wie zentral die lebenspraktische Bedeutung der ganz basalen und routinierten Alltagsabläufe im menschlichen Leben ist, aller modernen Veränderungs- und Differenzierungsprozesse zum Trotz – oder vielmehr gerade deswegen. Für den westlich-modernen Menschen mit all seinen terminierten Verpflichtungen, vielfältig zu balancierenden Rollenerfordernissen und nicht zuletzt seiner wachsenden Bedrohung durch zahlreiche lokale, regionale und globale Krisenszenarien ist ein reibungslos ablaufender Alltag eine unverzichtbare Voraussetzung. Wie essenziell ein hohes Maß an Alltäglichkeit in unserem Leben ist, wird erst spürbar, wenn wir diese Grundsicherheit plötzlich nicht mehr haben. Das, was zuvor langweilig und uninteressant erschien, erhält gerade im Ausnahmezustand eine beinahe magische Anziehung. Es entsteht eine völlig neue Wertschätzung für das, was tagein tagaus fraglos

¹ Für die vorliegende Studie kann ich aus Komplexitätsreduktionsgründen lediglich die Grundüberlegungen dieser Forschungslinie aufgreifen, ohne auf die detaillierte Ausarbeitung des Konzepts einzugehen. Siehe hierzu bspw. Niemand 2020 und Bolte 2000.

funktioniert und uns dadurch überhaupt erst ermöglicht, uns mit Schönerem und Spannenderem zu beschäftigen.

1.4 Forschungsstand und Diskussionsgrundlage

Im Bereich der Lebensführungsforschung führt Margit Wehrich drei noch unzureichend erforschte Themenkomplexe an: Gelingen oder Scheitern von Lebensführung, Sinn und Biographie sowie Körperlichkeit/Leiblichkeit/Materialität/Praktiken (vgl. Wehrich 2018, 513, 522). Die vorliegende Studie kann insbesondere für das Gelingen oder auch etwaige Scheitern von Lebensführung einen explorativen Beitrag leisten. Zudem werden aufgrund der wissenssoziologischen Verortung die subjektiven wie auch objektiven Sinnbezüge herausgearbeitet.

Darüber hinaus werfen Georg Jochum et al. die Frage auf, wie auf schockartige Transformationen reagiert wird, die als Verlust aller „vertrauten Rahmenbedingungen“ beschrieben werden, und äußern die Überlegung, dass die Lebensführung dann einem stärkeren Veränderungsdruck ausgesetzt sein könnte als dies bspw. für ostdeutsche Menschen nach der Wiedervereinigung der Fall war (vgl. Jochum et al. 2020, S. 23). Auch hierzu dürfte meine Forschung im Ahrtal erste Anhaltspunkte liefern.

Besonders relevant sind auch Peter Hofers Ergebnisse aus interdisziplinären Einzelfallanalysen zu der Bewältigung kritischer Lebenserfahrungen, in denen er in Längsschnittstudien Entwicklungsprozesse und Ressourcenbildung untersucht (vgl. Hofer 2014, S. 493). Individuelle Resilienz wird von ihm als etwas beschrieben, das nicht theoretisch, sondern nur im engen Wechselspiel mit krisenhaften Erlebnissen aufgebaut werden kann. Krisen werden von ihm als Entwicklungschancen begriffen, auf die man sich nur bedingt vorbereiten kann (vgl. Hofer 2014, S. 504). Die Ausbildung bestimmter Ressourcen im Bewältigungsprozess trage entscheidend dazu bei, ob diese persönlichen Krisen im Nachhinein subjektiv als gut bewältigt eingestuft werden und ob man sich für die nächste Krise vorbereitet fühlt.

Als solche Ressourcen identifiziert Hofer insbesondere die Fähigkeit zur Selbstreflexion und Selbstbezugsnahme sowie eine hohe Wahrnehmungssensibilität gegenüber der Umwelt (vgl. Hofer 2014, 499ff.), wobei letztere mit einem gesunden Maß an Abgrenzung einhergehen müsse, um nicht zu einer Vernachlässigung eigener Bedürfnisse zu führen. Zudem gebe es zahlreiche Ressourcen, die auf Nachfrage nicht explizit benannt, ggf. aber unbewusst aktiviert und genutzt werden könnten (vgl. Hofer 2014, 508f.). Er statuiert,

dass durch ein höheres Bewusstsein über diese Ressourcen ein „besonnener, selektiver, achtsamer und auch ein autonomer Umgang im Sinne einer gesunden Ich-Entwicklung“ (Hofer 2014, S. 509) begünstigt werden könne.

Als verbliebene Forschungslücke benennt Hofer die „Wirkungsweisen emotional positiv und negativ besetzter [soziokultureller] Kontextbedingungen auf die Befindlichkeiten, Verhaltensweisen und Entwicklungschancen von Menschen“ (Hofer 2014, S. 514), welche die vorliegende soziologische Studie ganz besonders in den Blick nimmt.

Für die individuelle Bewältigung ist zudem das Konzept des Traumas relevant, welches in der Psychotraumatologie wie folgt definiert wird:

„Psychische Traumatisierung ist ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt.“ (Eichenberg und Zimmermann 2017, S. 2)

Statt einer Kampf- oder Fluchtreaktion herrschen in dieser Situation Ohnmachts- und Starregefühle vor. Eine Katastrophe hat nach dieser Definition zwar ein hohes Potenzial, aufgrund seiner meist überfordernden Konsequenzen zum Trauma zu werden, doch je nach individueller Prädisposition und Erlebnisqualität gibt es hier eine Menge Spielraum. Interessant für die vorliegende Analyse ist, dass „*traumatische Situationstypen* [...] grob in sog. *man-made-disaster* und *natural-disaster* unterteilt“ (Eichenberg und Zimmermann 2017, S. 3) werden. Die menschliche Verursachung dient hier also als zentrales Unterscheidungsmerkmal für traumatische Erlebnisse.

Nun wirft die soziologische Erforschung von (Natur)-Katastrophen wiederum ein besonderes Schlaglicht auf die soziale Bedingtheit aller Katastrophen, egal wie „natürlich“ ihre Ursachen im ersten Moment scheinen mögen. So illustriert der Geographieprofessors Neil Smith in seinem Essay „There's No Such Thing As A Natural Disaster“ (vgl. Smith 2006)² am Beispiel des Hurricanes Katrina (New Orleans, USA, 2005) die vielfältigen Einflussmöglichkeiten der sozialen Wirklichkeit auf die Entstehung einer Katastrophe, die systematische Verteilung von Vulnerabilitäten, die gesellschaftlichen Vorsorgemaßnahmen, die Konsequenzen sowie den kurz- und langfristigen Wiederaufbau. Schaut man sich die zahlreichen aufgedeckten Fehler im Warn- und Evakuierungsprozess

² Siehe hierzu auch den gleichnamigen Sammelband, herausgegeben von Squires und Hartman 2006.

im Ahrtal an, die stark medial aufbereitet wurden und vor Ort beständig Thema sind,³ werden bereits die offensichtlichsten menschlichen und gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten deutlich, aber auch darüber hinaus wirft diese Betrachtungsweise völlig neue Fragen auf, bspw. zu Zusammenhängen des Gefährdungsgrades von Wohnlagen und sozialen Schichten.

Sandra Maria Pfister legt mit ihrer Monographie „Jenseits der Sicherheit“ (vgl. Pfister 2020) eine qualitative Studie zum Murenabgang 2012 in St. Lorenzen im Paltental⁴ vor, welche eine ähnliche Verknüpfung von Katastrophensoziologie und Wissenssoziologie vornimmt, wie sie hier beabsichtigt ist. Dabei fokussiert sie sich auf die gesellschaftlich beobachtbaren Deutungsmuster rund um Entstehung und Bewältigung der lokalen Katastrophe und beleuchtet die umfangreichen Auswirkungen dieses einschneidenden Ereignisses auf die bestehende gesellschaftliche Ordnung und die sie legitimierenden Sinnstrukturen. Ihre Arbeit stellt sich somit gewissermaßen komplementär zu der hier angestrebten Erforschung der Auswirkungen auf den Alltag des Individuums dar.

Über soziologische Katastrophenforschung hinaus ist der gesamte Bereich der gesellschaftlichen Resilienzforschung zu nennen, der gerade auch in Bezug auf Naturkatastrophen, Extremwetterereignisse und die Folgen des Klimawandels sehr weitläufig ist und seit einiger Zeit gesteigertes politisches Interesse auf sich zieht. Resilienz steht als politisches Schlagwort für die Idee, dass wir – als Weltbevölkerung, als Stadt oder auch als Individuen – bei ausreichender Vorbereitung jedes katastrophale Naturereignis gut überstehen oder gar von vornherein verhindern könnten. In seinem Beitrag „Resilienz im Diskurs“ richtet Martin Endreß einen übergreifenden und distanzierten Blick auf das Feld der Resilienzforschung und fasst aktuelle kritische Perspektiven auf ihre systemimmanente Grundausrichtung zusammen. So bewege sie sich innerhalb der postkapitalistischen/neo-liberalen Logik der menschlichen Einverleibung und Beherrschung von Natur, anstatt diese von einer Außenposition kritisch zu hinterfragen (vgl. Endreß 2022, 3f.). In der Praxis ist die Debatte rund um gesellschaftliche Resilienz eng verknüpft mit der Zuweisung von Schuld und Verantwortung rund um das katastrophale Ereignis und seine Folgen und könnte als solche auch einen Einfluss auf die individuelle Bewältigung haben.

³ Siehe hierzu bspw. die SWR-Reportage „Die Flutkatastrophe an der Ahr. Fehler, Folgen und Verantwortung“ oder die WDR-Reportage „Die Flut. Chronik des Versagens“, jeweils von Juli 2022, genaue Quellenangaben im Literaturverzeichnis.

⁴ Ein Murenabgang ist ein Erdbeben aus Schlamm und größerem Gesteinsmaterial. St. Lorenzen ist eine kleine österreichische Gemeinde.

2. Ethnographische Methodik

2.1 Grundausrichtung und Gütekriterien

Die wissenssoziologische Grundausrichtung dieser Arbeit impliziert einen bestimmten Blick auf die Welt des Sozialen, der stark auf die Identifizierung von Sinnbezügen ausgerichtet ist. Sämtliche soziale Phänomene und ihre Zusammenhänge werden im theoretischen Konzept der Lebenswelt integriert. Diese Lebenswelt lässt sich analytisch unterscheiden in eine übergreifende objektive Wirklichkeit, die aus intersubjektiv geteilten Sinnbezügen, Wissensbeständen und Interpretationsschemata besteht, und zahlreiche subjektive Wirklichkeiten, die in stetiger Wechselwirkung miteinander stehen.

Passend hierzu betont Ronald Girtler in seiner ethnographischen Methodenlehre die Intersubjektivität der Lebenswelt, die sich in seiner stärker pragmatischen Betrachtungsweise dadurch auszeichnet, dass die Mitglieder einer sozialen Einheit die Welt in gleicher Weise sehen oder zumindest selbstverständlicherweise davon ausgehen, dass alle die Welt in gleicher Weise sehen (vgl. Girtler 2001, 39f.). Gute wissenschaftliche Beschreibung muss ihm zufolge all diese intersubjektiven „Typisierungen des Alltagslebens“ (Girtler 2001, 42) erfassen und eine möglichst holistische Innenansicht der Kultur zum Ziel haben (Girtler 2001, 42f.).

Konkret auf eine bestimmte soziale Situation bezogen benennt er die Aspekte Teilnehmende, Durchführung, Zustandekommen, Normen, Regelmäßigkeit, Reaktionen bei Handeln gegen die Erwartungen und Diskrepanz zwischen Verhalten und geäußelter Einstellung (vgl. Girtler 2001, S. 134–141) als Gegenstände ethnographischer Forschung. Eveline Dürr spricht auch von „Praktiken, Handlungslogiken, subjektiver Sinnggebung, implizitem Wissen, unartikulierbaren Regeln, Gestik, Mimik, Objekte und Symbole“ (Dürr 2017, S. 89) als relevante Bestandteile der Lebenswelt. Zwar kann man kaum in der anstrengenden Situation der teilnehmenden Beobachtung all diese Aspekte gleichzeitig im Blick behalten, doch das grundsätzliche Wissen um ihre Existenz und Bedeutsamkeit hilft dabei, im richtigen Moment das richtige Detail wahrzunehmen.

Gerade auch das Unscheinbare ist hierbei von großer Bedeutung, also all jene Bestandteile der Lebenswelt, die sie gerade wegen ihrer unhinterfragten Gegebenheit in stabile Formen bringen. Das Gebot, im Forschungsprozess nichts als selbstverständlich anzusehen und gerade auch bei scheinbar Normalem nachzufragen, ist zentral in der ethnogra-

phischen Methodenlehre (vgl. Schlehe 2020, S. 104). Girtler macht diese Einstellung anschaulich, in dem er aufzeigt, dass bereits auf engstem Raum sehr unterschiedliche Kulturen koexistieren können und man daher bereits den Weg in einen anderen Stadtteil gedanklich als lange Reise in ferne und fremde Welten begreifen sollte. Ethnographische Forschung brauche die vorurteilsfreie Bereitschaft, sich gänzlich überraschen zu lassen (vgl. Girtler 2001, S. 19). Man dürfe nicht versuchen, „seine Wertvorstellungen einer anderen Lebenswelt aufzuzwingen“ (Girtler 2001, 22f.). Denn das Ziel ethnographischer Forschung sei weniger eine kritische Betrachtung des Feldes als vielmehr der Versuch, die vorherrschende Alltagswirklichkeit zu verstehen:

„Es gehört überhaupt, wie ich schon angedeutet habe, zu den Aufgaben des Forschenden, für das fremde Handeln - natürlich nur in einem gewissen Rahmen - Verständnis zu haben, welches frei ist von jeder Arroganz, die allerdings manchem Wissenschaftler (sic!) oder manchem Schüler der Wissenschaft eigen zu sein scheint.“ (Girtler 2001, S. 103)

Ein erschwerender Umstand für die Dekonstruktion von Intersubjektivität ist, dass man in der Feldforschung auf widersprüchliche oder inkonsistente Aussagen treffen kann. Michael Schönhuth und Maja Tabea Jerrentrup bringen die methodologische Implikation dieses Umstandes mit dem Lehrsatz „Unsere Wahrheit befindet sich am Schnittpunkt unabhängiger Lügen“ (Levins 1966, zitiert nach: Schönhuth und Jerrentrup, S. 154) auf den Punkt, welchen sie auf Richard Levins zurückführen. Dieses Zitat zielt auf den simplen Umstand ab, dass wir alle Menschen mit Wahrnehmungs- und Erinnerungsverzerrungen sind, die uns selbst nicht bewusst sind, sodass wir auch nach bestem Wissen und Gewissen manchmal Falschaussagen als Wahrheit verkaufen oder uns selbst widersprechen.

Diesem Umstand sollte Rechnung getragen und mit Triangulationen gearbeitet werden, also mit der Verknüpfung mehrerer Perspektiven und Methoden, die die Verzerrungen bzw. blinden Flecken der jeweils anderen auszugleichen vermögen (vgl. Schönhuth und Jerrentrup 2019, S. 154; Dangschat und Kogler 2019, S. 1339). Bei der freien Feldforschung sei es ohnehin traditionell üblich, sich nicht auf eine bestimmte Datenform zu beschränken, sondern bspw. auch „Archivmaterial, Literatur, Zeitungsartikel, Fotos und ähnliche Dinge, die etwas über das Leben, auch des vergangenen, der betreffenden Gruppe auszusagen vermögen“ (Girtler 2001, S. 31), heranzuziehen. Ergänzend dazu empfiehlt Girtler, gerne mehrmals mit der gleichen Person zu reden und bestimmte Sachverhalte zweimal anzusprechen, um zu schauen, wie stabil die Ansichten sind bzw. wie

zuverlässig der:die Gesprächspartner:in⁵ ist (vgl. Girtler 2001, S. 164).

Neben Triangulation und Konsistenztests finden sich in der Methodenliteratur zahlreiche weitere Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Patrick Heiser reformuliert zunächst den altbewährten Dreiklang wissenschaftlicher Forschung (Reliabilität, Validität und Repräsentativität) neu und entwickelt davon ausgehend ein Set von acht Kriterien für qualitative Forschung (vgl. Heiser 2018, S. 45–51). Die Relevanz der angestrebten Ergebnisse (1), die Offenheit des Vorgehens (2) sowie die empirische Verankerung der Daten (3) wurden in der Einleitung bereits konkret für diese Studie erläutert. Die obigen Ausführungen zum Konzept der Lebenswelt, welche Forschungsfrage, theoretische Grundausrichtung und Methodik miteinander vereint, sollen zudem der Gegenstandsangemessenheit der Forschung (4) Rechnung tragen.

Die Kriterien der reflektierten Subjektivität (5), also der Berücksichtigung des Einflusses durch die Forscherin, und der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit (6), welche in erster Linie durch eine transparente Darstellung der Prozesse des Erkenntnisgewinns erreicht wird, sind nur durch laufende Reflexion in jedem Forschungsschritt sowie Ehrlichkeit in der Darstellung dieses – niemals perfekten – Prozesses zu erreichen. Zu diesem Zweck stelle ich mir drei kritische Fragen zu meinem persönlichen Verhältnis zum Forschungsfeld, die ich in Kapitel 2.2 ausführlich beantworte und diskutiere.

Das Kriterium der Kohärenz (7) verlangt darüber hinaus eine innere Stimmigkeit von Daten und Interpretation, sprich die Herstellung logischer Zusammenhänge. Mit Dürr sei hier darauf hingewiesen, dass die Kohärenz von Ethnographien „eben nicht in abgerundeter Stimmigkeit, sondern in der Konstruktion eines Narrativ, das Brüche, Ungereimtheiten und Heterogenität von Lebenswelten zulässt und dennoch ihre Sinnhaftigkeit aufzeigt“ (Dürr 2017, S. 105), besteht. Die Auswertungsmethodik (siehe 2.5), die Darstellung der Ergebnisse (siehe 4) und insbesondere auch die Schlussbetrachtung (siehe 5) zielen darauf ab, diese Sinnzusammenhänge bestmöglich nachvollziehbar zu machen.

Und nicht zuletzt erwähnt Heiser die Limitation der Ergebnisse (8), deren Generalisierungsniveau benannt werden und damit aufgezeigt werden sollte, welche über das Fallbeispiel hinausgehenden Aussagen vertretbar sind und welche zu hoch gegriffen wären

⁵ Ich verwende in dieser Arbeit eine gendergerechte Schreibweise, die ausdrücklich alle Geschlechter einschließt und sprachlich repräsentiert. Der Doppelpunkt symbolisiert hierbei diverse Geschlechtsidentitäten jenseits der binären Aufteilung in männlich und weiblich. Gegenüber alternativen Zeichen wie dem Sternchen oder dem Unterstrich bietet er zudem den Vorteil, dass er sich am unauffälligsten in das Schriftbild einfügt, sodass die Lesbarkeit geringstmöglich gestört wird.

(vgl. Heiser 2018, S. 51). Dieses Kriterium wird mit der Schlussbetrachtung erfüllt.

2.2 Persönliches Verhältnis zum Feld, Forschungshaltung und Ethik

2.2.1 Welche spezifische Perspektive bringe ich mit und wie füge ich mich gut ein?

Hahn betont, dass die Bereitschaft, sich auf die Lebensweise des Feldes einzulassen, und die soziale Kompetenz, sich in die dort vorherrschenden Erwartungsstrukturen einzufügen, zwei wichtige Voraussetzungen für erfolgreiche teilnehmende Beobachtungen darstellen (vgl. Hahn 2014, S. 73). Beim unteren Ahrtal handelt es sich um eine vergleichsweise strukturstarke ländliche Region, die aufgrund ihrer touristischen Anziehungskraft einen weltoffeneren Eindruck macht, als es bspw. bei einem ähnlich großen Ort in der tiefsten Eifel der Fall wäre. Folglich habe ich kaum Probleme, im öffentlichen Raum mit Menschen ins Gespräch zu kommen:

Ich habe das Gefühl, dass es mir sehr leicht gemacht wird, mich unter die Leute zu mischen und Gespräche zu führen. [...] Hier merkt man dann doch die Dorfkultur, die Leute sind daran gewöhnt, im öffentlichen Raum angesprochen zu werden, und begegnen solchen Avancen positiv. Im Kontrast dazu mache ich als junge Frau in der Stadt viel mehr negative Erfahrungen bei Fremdkontakt im öffentlichen Raum und bin entsprechend oft abweisend, wenn ich den Anlass der Kontaktaufnahme nicht direkt ersehen kann und für legitim befinde. (B-07, Z. 498-505)

Ein begünstigender Faktor ist allerdings auch meine äußere Erscheinung als Fahrradtouristin, die ich für einige Ausflüge ins Feld bewusst wähle. Girtler weist darauf hin, dass das Demonstrieren bestimmter Kenntnisse, Fertigkeiten oder Eigenschaften, die im jeweiligen Feld positiv konnotiert sind, begünstigend auf den Feldzugang wirken kann (vgl. Girtler 2001, S. 70). Das untere Ahrtal ist eine beliebte Fahrradregion, sodass die Anwohner:innen selbst gerne mit dem Rad unterwegs sind und der Anblick einer Fahrradtouristin ein vertrautes und sympathisches Bild ist, das eine freundliche Kontaktaufnahme erleichtert. Zudem hat die Radtour (gut 30km von Bonn aus) einen nicht zu unterschätzenden Effekt auf meine Gemütslage, den ich als sehr gewinnbringend empfinde:

Es war eine sehr gute Idee, mit dem Fahrrad zu kommen. Obwohl ich die ganze Fahrt über nervös, aufgeregt und besorgt war, fiel das bei der Ankunft am Imbiss komplett von mir ab und ich war einfach nur erleichtert, stolz und gut gelaunt, die Tour geschafft zu haben. Ich war freundlich, dankbar und fast schon schwungvoll im Umgang.

Auch auf dem Marktplatz fühlte ich mich wohl vor allem dadurch überhaupt nicht fremd vor Ort – wie befürchtet –, sondern so, als hätte ich es mir verdient, dort zu sein. So als würde ich ganz natürlich dorthin gehören.

Wäre ich mit dem Zug gekommen, wäre ich direkt am Wochenmarkt ausgestiegen

und hätte mich vermutlich fremd und merkwürdig gefühlt – und so hätte ich dann auch gewirkt. Als Fahrradfahrerin hingegen fällt man an der Ahr nicht besonders auf, selbst in diesen Zeiten, sodass es den Leuten vor Ort eine gute Hilfe an die Hand gab, um mich einzuordnen. Ich habe eine natürliche, authentische Rolle eingenommen – Fahrradtouristin –, die sicherlich dazu beigetragen hat, weniger fremd zu erscheinen und mich gar nicht als Forscherin outen zu müssen. Zudem konnte ich mich so auch auf die Atmosphäre vor Ort einstimmen, indem ich ein Stück an der Ahr entlanggefahren bin und das Ausmaß der Zerstörung und den aktuellen Stand vor Augen geführt bekommen habe. (B-01, Z. 396-412)⁶

Was sich hierin außerdem spiegelt, sind die praktischen Vorteile einer Anreise bzw. Ortserkundung mit dem Fahrrad, die Girtler generell damit beschreibt, dass sich die Welt hautnäher und interaktionsoffener erleben lässt als mit dem Auto, man aber keinen so eingeschränkten Radius hat wie zu Fuß (vgl. Girtler 2001, 23f.).

Darüber hinaus stelle ich fest, dass die Angemessenheit von Requisiten je nach Situation stark variieren kann. So bringe ich bei der Ortsbeiratssitzung, bei der ich hospitiere, bewusst keinen Laptop mit, sondern notiere per Hand. Zwar wäre ein direktes Mittippen auf dem Laptop für mich deutlich praktischer und ergiebiger, aber zusätzlich zum Stören des Tipperäuschs (vgl. Fischer und Beer 2020, S. 264) könnte auch der formelle und steife Anblick einer fremden Person, die emsig und systematisch mitschreibt, Misstrauen erwecken und eine Hemmschwelle aufbauen, die ich lieber vermeiden möchte. Das Notizbuch mit meiner chaotischen Handschrift darin wirkt entspannter und vertrauenserweckender und eignet sich außerdem besser dafür, wenn mir jemand seine Kontaktdaten oder einen kurzen Hinweis notieren möchte, was an diesem Tag mehrfach der Fall ist.

Bei einer kleinen, nichtteilnehmenden und verdeckten Beobachtung in der örtlichen Bäckerei hingegen setze ich mich ganz bewusst mit einem Laptop an einen der Café-Tische. Dies erscheint mir sinnvoller, da der Anblick einer jungen Frau, die im Café sitzt und mutmaßlich langweilige Büroarbeit erledigt, eine schnelle Typisierung meiner Person als Studentin, die bei den Eltern zu Besuch ist und das Dorf-Café für einen Starbucks hält, erlaubt. Auf diese Weise kann ich leichter im Hintergrund verschwinden, als durch den ungewöhnlichen und stets Neugierde erweckende Anblick einer Frau, die scheinbar aus dem Kopf heraus handschriftliche Notizen anfertigt und entsprechend kreativ tätig ist.

Im Spezielleren drängt sich mir der Kontrast auf zwischen meinem studentischen, großstädtischen, globalen, links-grünen Milieu der Bobos (vgl. Albrecht et al. 2020) und

⁶ Sämtliche Namen in meinen Daten sind Pseudonyme. Kursiv markierte Passagen stellen interpretative Überlegungen oder Kontexteinschübe meinerseits dar.

den eher ländlichen, traditionelleren und weniger akademischen Milieus, die in Niederaue stark präsent sind. Diese kulturelle Kluft erschwert spürbar das Führen von Small Talk als informellem Gesprächseinstieg und als Mittel des Beziehungsaufbaus. Ich lerne bis zum Schluss nicht, diese geschickt zu überbrücken, sodass ich nur in wenigen Fällen eine entspannte Plauderei und damit auch einen persönlichen Beziehungsaufbau erreiche. In der Folge sind die Forschungskontakte zu den Personen, die mir in Alter oder Bildungshintergrund überdurchschnittlich nahestehen, enger und damit auch bedeutsamer, was eine gewisse Verzerrung bzw. blinde Flecken in der Datenlage nach sich zieht.

Die wohl größte Herausforderung für mich ist allerdings Girtlers dringlicher Ratschlag, bereitwillig zu essen und zu trinken, was immer einem im Feld angeboten wird. Dies bezeichnet er als sehr wichtig für einen positiven Verlauf der Interaktion und die Bereitschaft der Personen im Feld, ihre Lebenswelt mit der Forscherin zu teilen (vgl. Girtler 2001, S. 90). Wer sensibel für Norm- und Anstandsgefüge ist, spürt dies auch intuitiv im sozialen Umgang – die Ablehnung angebotener Lebensmittel kann von Gastgeber:innen schnell als persönliche Beleidigung oder Herabsetzung aufgefasst werden. Für mich hat das die Konsequenz, dass ich bei der Ankunft im Ahrtal vorübergehend zur Vegetarierin werde – im Kontrast zu meiner sonstigen veganen Lebensweise. Dieses Vorgehen stellt einen Kompromiss zwischen der gerade beschriebenen Forderung nach Anpassung – ihr streng folgend müsste ich omnivor unterwegs sein – und der in Kapitel 2.2.2 noch zu erläuternden Anforderung an Authentizität und Rückgrat dar.

Insgesamt kann ich mich auf diese Weise oberflächlich gut einfügen, aber meine Außenseiter-Rolle bleibt an entscheidenden Stellen wirksam, was laut Margarethe Kusenbach ein spezielles Erkenntnispotenzial mit sich bringt (vgl. Kusenbach 2003, S. 461). So könne es ab und zu durchaus nützlich sein, als außenstehende Dritte wahrgenommen zu werden, da mir so eher konträre Meinungen oder konfliktreiche Äußerungen über andere Personen im Feld anvertraut werden würden (vgl. Schlehe 2020, S. 95), was sich im Zuge meiner Forschung auch tatsächlich schnell bestätigt (siehe 4.4.1).

2.2.2 *Wie offen und ehrlich trete ich im Feld auf?*

Zu respektvoller Forschung gehört es, die eigenen Forschungsaktivitäten möglichst früh offenzulegen. Zwar sieht Kusenbach in der verdeckten Forschung die „most authentic and reliable ethnographic method“ (Kusenbach 2003, S. 461), da sich hier die Geschehnisse im Feld so natürlich wie nur irgend möglich – im Kontext der Anwesenheit einer zumindest initial fremden Person – entwickeln können, doch Girtler gibt zu bedenken, dass sie je nach Stärke der Eingliederung der Forscherin ein ethisches Problem darstellt. Er hält offene Forschung für grundsätzlich fairer und egalitärer (vgl. Girtler 2001, 61; 77), gerade auch in Bezug auf Gate Keeper und Kern-Informant:innen (vgl. Girtler 2001, S. 104). Zudem gebe es auch oft Personen, die gerade bei offengelegter Forschungsabsicht bereitwillig über Probleme sprechen, sodass dieses Maß an Künstlichkeit/Beeinflussung sogar zweckdienlich sein kann (vgl. Girtler 2001, S. 98). Laut Judith Schlehe würden die Gesprächspartner:innen meist positiv darauf reagieren, wenn man ihnen „Kompetenz und wissenschaftliche Bedeutsamkeit zuspricht und sich für ihr Wissen und ihre Erfahrungen interessiert, sie wichtig und ernst nimmt“ (Schlehe 2020, S. 94). Der Hinweis auf Anonymität und deren Absicherung dürfe dabei natürlich nicht fehlen und es müsse sich um eine hinreichend verständliche inhaltliche Darlegung der Forschungsabsicht bemüht werden (vgl. Schlehe 2020, S. 94).

Entsprechend stelle ich mich in den meisten Fällen direkt zu Beginn des Gesprächs als Sozialforscherin vor und drücke mein dadurch begründetes Interesse aus, etwas über die Perspektive der jeweiligen Person auf die Flutthematik und das Leben in Niederaue zu erfahren (was beinahe immer auf neutrale oder positive Reaktionen stößt). Einzig ausgenommen hiervon sind manche Situationen und Gespräche, die ich nicht aktiv initiiere, sondern die sich eher natürlich ergeben und bei denen ich keine gezielten Fragen für meine Forschung stelle.

Schlehe schreibt darüber hinaus, dass respektvolle Forschung auf Augenhöhe durchaus auch beinhalte, sich selbst als ganze Person mit Empathie und eigenen Ansichten zu zeigen. Dieses Vorgehen erwecke Vertrauen, erzeuge das Gefühl, wirklich ernstgenommen zu werden, und sei einer offeneren Atmosphäre dienlich. Dabei sollte aber nicht der Fokus des Gesprächs – nämlich das Feld und nicht die Forscherin – aus den Augen geraten und eigene Überlegungen und Thesen zur untersuchten Thematik sollten erst gegen Ende der Interaktion offengelegt werden, um die Gesprächspartner:innen nicht zu sehr vorzuprägen

(vgl. Schlehe 2020, S. 110). Mit Girtler ist zu ergänzen, dass persönliche Meinungsäußerungen oder auch Suggestivfragen der Forscherin ein Gespräch auflockern und mitunter auch positiv provozierend wirken können (vgl. Girtler 2001, 159f.). Entsprechend äußere ich in der direkten Interaktion immer mal wieder persönliche Gefühlsregungen oder Meinungen, wenn es zwischenmenschlich geboten scheint oder wenn das Gespräch sich sonst erschöpfen würde, versuche aber stets, mich damit nicht aufzudrängen.

Unbedingte Ehrlichkeit in der Darstellung der eigenen Person ist nicht nur aus ethischen Gründen notwendig, sondern auch aus strategischen, da sich das Auffliegen von Lügen oder Falschdarstellungen verheerend auf die Beziehungsbildung auswirken kann (vgl. Girtler 2001, 109f.). Solange ein gewisses Maß an Alltagsdiplomatie beachtet wird (vgl. Albrecht 2020, 183ff.), sind Authentizität und das Zeigen von Rückgrat zum Zwecke einer längerfristigen Vertrauenswürdigkeit der Forscherin wichtiger als übertriebene Anpassung und eine allzu strikte Befolgung der Tipps in Kapitel 2.2.1 (vgl. Girtler 2001, 122f.).

2.2.3 Warum beschäftige ich mich mit diesem Thema?

Mit Dürr gesprochen bin ich, die Feldforscherin, als Erhebungsinstrument zu betrachten, deren Persönlichkeit unweigerlich relevant für den Prozess ist (vgl. Dürr 2017, 89f.), und deren Wohlbefinden eine zentrale Voraussetzung für eine erfolgreiche Durchführung der Forschung ist, wie ich persönlich anfügen möchte, gerade vor dem Hintergrund einer so belastenden Thematik. Ich habe das Thema der Arbeit aus einer indirekten persönlichen Betroffenheit heraus gewählt, die glücklicherweise nicht von materiellen oder menschlichen Verlusten gekennzeichnet ist, aber doch von einer emotionalen Verbundenheit mit der Region, in der ich acht Jahre lang zur Schule gegangen bin und in der viele Freund:innen, Verwandte und Bekannte von mir leben. Außerdem war ich in den ersten Wochen und Monaten nach der Flut öfters als Ersthelferin vor Ort und habe dort sehr prägende Erfahrungen gemacht.

Das bringt zwar den Nachteil von geringer Distanz zum Thema und einer etwaigen Vermischung der Gefühlslagen im Feld mit meinen eigenen mit, doch meiner Meinung nach wird das durch zahlreiche Vorteile aufgewogen. So war ich bereits vor Beginn der Forschungsarbeit gut über die Flutkatastrophe und die Region allgemein informiert und konnte mit einigem Hintergrundwissen in die Thematik einsteigen. Durch einen ortsansässigen Bekannten bietet sich mir zudem die Chance einer ausführlichen Führung durch

die Ortschaft unter Erläuterung ihrer besonderen räumlichen und historischen Merkmale. Und vor allem stellen sich meine privaten Kontakte als essenziell für den Feldzugang heraus, einerseits für das Finden von Interviewpartner:innen (siehe hierzu 2.4.2), andererseits aber auch für ein Ausmaß an Akzeptanz und Respekt im Feld, das ich anders niemals erreicht hätte. Meine Verbundenheit mit den Menschen vor Ort reduziert Kommunikationsbarrieren und erleichtert die Bildung der nötigen Vertrauensbasis.

Girtler beschreibt eine solche persönliche Involviertheit als zweckdienlicher gegenüber der steifen Wahrung wissenschaftlicher Distanz, vorausgesetzt die damit einhergehende Perspektivenübernahme werde gut reflektiert (vgl. Girtler 2001, 120f.). Objektivität gebe es ohnehin nicht und „Distanz“ bedeute letztendlich nur, in der eigenen Perspektive und den eigenen Interpretationsschemata festzustecken, was genauso zu Verzerrungen führen könne wie die Übernahme der Perspektiven innerhalb des Feldes. Hingegen ermögliche eine echte Identifikation mit dem Feld, auch für die ungewöhnlicheren oder subtileren Aspekte der dortigen Lebenswelt empfänglich zu werden (Girtler 2001, 78f.).

So habe ich gerade vor diesem Hintergrund eine besonders hohe Motivation, auch die versteckteren Bewältigungsstrategien und Ressourcen aufzuspüren, um ein wertschätzendes und wohlwollendes Bild meiner Gesprächspartner:innen zu zeichnen. Dieser Umstand bewahrt mich davor, reale Menschen zum Objekt meiner rationalen Konzepte zu machen, und hilft mir dabei, sie stattdessen in ihrem Schmerz und ihrer Stärke anzuerkennen und zu würdigen. Als Nebeneffekt davon fühle ich mich allerdings an manchen Stellen auch übermäßig emotional belastet und verantwortlich, sodass ich mich regelmäßig nach dem Vorbild der Flutbetroffenen in meinen eigenen Bewältigungsstrategien üben muss, um meine Ressourcen zu schonen.⁷

⁷ Um die Frage, wie stark man sich als ethnographische Forscherin in das zu untersuchende Feld integrieren sollte, wird sehr viel und kontrovers unter dem Stichwort „Going Native“ diskutiert (siehe hierzu bspw. Tresch 2001 oder Hegner 2013). Dieses Problemfeld wird allerdings erst bei einem längeren und intensiveren Aufenthalt im Feld relevant und deshalb hier nicht weiter behandelt.

2.3 Teilnehmende Beobachtung und ero-episches Gespräch

2.3.1 Überblick über die einzelnen Beobachtungen

Die zentrale Methodik ethnographischer Forschung ist die unstrukturierte teilnehmende Beobachtung. Anstatt eines vorab festgelegten Erhebungsplans findet eine laufende und situativ angepasste Gestaltung der Erhebung und Datensicherung statt (vgl. Girtler 2001, 61f.). Girtler empfiehlt, sich dieser zumeist unbewussten Modifizierung des Beobachtungsplans bewusst zu werden und der analytischen Arbeit, die darin steckt, Rechnung zu tragen, um Interpretationen und Schlussfolgerungen nachvollziehbar zu machen (vgl. Girtler 2001, S. 144).

Ich starte am 22. April 2022 mit der ersten systematischen Datenerhebung in Form einer teilnehmenden Beobachtung des sozialen Miteinanders auf dem örtlichen Wochenmarkt. Anschließend besuche ich eine Lesung des Buchs „Es war doch nur Regen!“ von Andy Neumann (2021), lasse mich von einem ortsansässigen Bekannten, ich nenne ihn hier Uwe, mit dem öffentlichen Raum und dessen Historie bekanntmachen und stelle mich und mein Forschungsanliegen bei einer öffentlichen Ortsbeiratssitzung vor.

Nachdem ich auf diese Weise ein gutes Gefühl für die Lage vor Ort gewinnen konnte, wage ich mich am 21. Juni zum ersten Mal in den direkten Austausch mit Personen im Flutgebiet, mit denen ich nicht persönlich bekannt bin. Die örtliche Begegnungsstätte für Flutbetroffene bietet an diesem Tag zum letzten Mal ein offizielles „Begegnungscafé“ mit Kaffee und Kuchen an. Da die Begegnungsstätte während meiner gesamten Feldphase auch ohne offizielle Ankündigung jeden Tag einige Stunden geöffnet ist und sich dort meist interessierte Gesprächspartner:innen finden lassen, schaue ich noch häufiger dort vorbei und kann so auch mit einzelnen Personen mehrmals sprechen.

An den beiden Jahrestagen bin ich jeweils einige Stunden im Ort unterwegs und suche neben den Gedenkveranstaltungen verschiedene öffentliche Räume auf, um dort mit Menschen ins Gespräch zu kommen und die Atmosphäre rund um den Jahrestag einzufangen. Kurz nach dem Jahrestag findet zudem ein öffentliches Picknick mit dem Titel „Nieder-ae(er) kennenlernen“ statt, welches ich mir natürlich nicht entgehen lasse. Die kürzeren Beobachtungen gegen Ende sind zumeist Rahmenbeobachtungen vor oder nach den vertiefenden Interviews.

Ergänzend zu nennen ist die Ortsbeiratssitzung am 26. Juni 2023, bei der ich meine Ergebnisse vorstelle und das Feedback der Betroffenen als Gedächtnisprotokoll (#13)

festhalte, worauf ich im abschließenden Kapitel 5 eingehe.

#	Datum	Teilnehmende Beobachtungen	Dauer (ca.)
1	22.04.2022	Örtlicher Wochenmarkt	3,5h
2	21.05.2022	Lesung von Andy Neumann (in Oberwinter)	2h
3	22.05.2022	Dorfführung durch Bekannten (Uwe)	5,5h
4	20.06.2022	Ortsbeiratssitzung	2h
5	21.06.2022	Begegnungsstätte	3h
6	14.07.2022	Jahrestag (Bäckerei, Begegnungsstätte, Gedenkgottesdienst)	7h
7	15.07.2022	Jahrestag (Naherholungsgebiet, Wochenmarkt, Gedenkfeier)	8h
8	24.07.2022	Öffentliches Kennenlernpicknick, Begegnungsstätte	4h
9	09.08.2022	Begegnungsstätte	0,5h
10	22.08.2022	Begegnungsstätte im Nachbarort	0,5h
11	21.09.2022	Spaziergang	1,5h
12	22.10.2022	Begegnungsstätte	2,5h
		gesamt	40h

Tabelle 1: eigene Darstellung

2.3.2 Methodik des ero-epischen Gesprächs

Bei einer teilnehmenden Beobachtung nehmen freie bzw. informelle Gespräche einen wichtigen Teil der Datengewinnung ein. Hierbei liegt der primäre Fokus auf der Gestaltung einer angenehmen und vertrauten Atmosphäre (vgl. Girtler 2001, S. 154) und unterscheidet sich damit deutlich von den (teil-)strukturierten Interviews, die in der Sozialforschung üblicher sind. Nach Girtler lassen sich vier abweichende Charakteristika dieser Gesprächsführung zusammenfassen: a) Gegenseitigkeit, b) organische Gesprächsentwicklung, c) hohes Maß an Freiwilligkeit und d) vertrauensvolle Privatheit. Mit der Wortneuschöpfung „ero-episches Gespräch“, hergeleitet von altgriechisch Erotema (Frage) und Epos (Erzählung), unterstreicht er diese Besonderheiten (vgl. Girtler 2001, S. 150):

- a) Gegenseitigkeit bedeutet, dass ero-epische Gespräche keine einseitige Befragung sind, sondern ein wechselseitiger Austausch, in dem sich auch die Forscherin als ganze Person einbringt (wie bereits in 2.2.2 erläutert). So wird eine künstlich asymmetrische Konstellation umgangen, die die Mitglieder des Feldes aus ihrer „vertrauten Sphäre seines Alltagshandelns“ (Girtler 2001, S. 56) herausreißt und den forschenden Blick auf die Wirklichkeit der alltäglichen Lebenswelt erschwert.
- b) Es gibt keinerlei Leitfaden und die Gespräche sind in der Regel nicht geplant, sondern entwickeln sich organisch. Dieser Umstand erfordert nicht nur ein hohes Maß an Offenheit und Aufmerksamkeit (vgl. Schlehe 2020, S. 91), sondern auch die tatsächliche Bereitschaft, sich ganz auf den:die Gesprächspartner:in einzulassen

und sich von der Situation treiben zu lassen. Nur so ließe sich verhindern, dass die Forscherin dem Feld ihre eigene Wirklichkeitsvorstellung als Gesprächsrahmen vorgibt bzw. aufzwingt (vgl. Girtler 2001, 155ff.). Girtler formuliert hier normativ: „Es entspricht der Bescheidenheit des wahren Feldforschers, daß er von seinem Gesprächspartner sich leiten läßt, denn er ist ein Lernender.“ (Girtler 2001, 149f.) In diesem Sinne entwickelt sich mein allererster Ausflug ins Feld, den ich mir eigentlich als nichtteilnehmenden Beobachtungsrundgang vorgestellt habe, zu einer zwei- bis dreistündigen Interaktion mit verschiedenen Personen, die proaktiv auf mich zukommen und in Gespräche verwickeln.

- c) Das Ideal einer Freiwilligkeit der Gesprächspartner:innen leitet sich aus der bereits beschriebenen respektvollen Grundhaltung ab und bedeutet konkret, dass die Personen nicht in „Zugzwang“ (Girtler 2001, S. 148) geraten sollten. Das Gefühl, antworten zu müssen, gilt es zu vermeiden, gerade auch bei sehr privaten oder emotional aufwühlenden Themen. Tatsächlich ist das aber leichter gesagt als getan. Im Kontext der Flutkatastrophe liegt das Potenzial zu großer emotionaler Aufwühlung, bspw. durch das Hervorrufen traumatischer Erinnerungen, stets direkt hinter der nächsten Ecke, und selbst ohne formale Interviewsituation gelten die allgemeinen sozialen Normen des Feldes zur Gesprächsführung – in der Regel kann man nicht einfach kommentarlos weggehen, wenn die Situation unangenehm wird, ohne Sanktionen befürchten zu müssen. So habe ich das eine oder andere Mal das Gefühl, dass mir Gesprächspartner:innen mehr erzählen als ihnen (im Nachhinein) lieb ist, obwohl ich sie überhaupt nicht bewusst dazu dränge. Umso mehr bemühe ich mich um einfühlsame und sicherheitsspendende Reaktionen und priorisiere ganz allgemein ihr Wohlbefinden über mein Erkenntnisinteresse.
- d) Eng damit verknüpft ist die Vorgabe einer vertrauensvollen Privatheit, da es kaum zu vermeiden ist, in die Privatsphäre der Personen im Feld einzudringen (vgl. Girtler 2001, S. 148). Dazu gehören hier ebenso wie bei verabredeten Interviews Vertrauenswürdigkeit, Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit bei der anonymen Verarbeitung der Daten, sodass Aussagen nicht zurückzuverfolgen sind.

Es kann auch gewinnbringend sein, Gruppengespräche anzuregen. Lassen sich mehrere Personen aus dem Feld spontan in einem Gespräch zusammenbringen, entsteht eine

authentischere Interaktionsdynamik und die Forscherin kann sich in die Rolle der Anstoßgeberin bzw. Moderatorin zurückziehen und sich besser auf die Beobachtungsarbeit konzentrieren (vgl. Schlehe 2020, S. 102). Gespräche mit mehreren gleichzeitig können allerdings auch Widersprüchlichkeiten hervorbringen, die aufwändig verarbeitet werden müssen, und nicht zuletzt zu chaotischen und verwirrenden Situationen führen (vgl. Girtler 2001, S. 163), gerade auch dann, wenn die Personen um die Aufmerksamkeit der Forscherin konkurrieren und einander ins Wort fallen (vgl. Schlehe 2020, S. 102). Ich finde das meist fruchtbar, weil mir gerade diese Diskrepanzen und Aushandlungsdynamiken dabei helfen, einen guten Einstieg und Überblick in das Feld zu bekommen. Mit Blick auf detaillierte Analysen von Bewältigungsstrategien sind aber in der Tat Einzelgespräche, die längere Monologe ermöglichen, aufschlussreicher.

2.3.3 Feldnotizen und Gedächtnisprotokolle

Das Festhalten von Notizen und das Schreiben von (Gedächtnis)protokollen sind die zentralen Mittel zur Datensicherung bei der teilnehmenden Beobachtung sowie beim ero-epischen Gespräch. Die wohl wichtigste Vorgabe für Gedächtnisprotokolle ist die Notwendigkeit des zeitnahen Anfertigns, bestenfalls noch am selben Tag, um Verzerrungen durch Erinnerungseffekte zu vermeiden (vgl. Thierbach und Petschick 2022, S. 1574). Hans Fischer und Bettina Beer weisen allerdings ergänzend darauf hin, dass manchmal erst nach längerer Zeit relevante Hinweise ins Gedächtnis zurückkommen, die wegen ihrer „Verspätung“ nicht pauschal ausgeschlossen werden sollten (vgl. Fischer und Beer 2020, S. 266). Ich halte die Beobachtungsinhalte immer innerhalb der ersten 24 Stunden in stichwortartigen Notizen oder Sprachmemos fest, die finale Ausformulierung erfolgt in einzelnen Fällen, in denen die Ausführlichkeit der (Sprach-)Notizen es erlaubt, aus Gründen der Ressourceneinteilung allerdings erst einige Tage oder Wochen später.

Um diese Aufgabe möglichst gut zu erfüllen, werden in der Methodenliteratur neben dem schnellen Aufschreiben von wenigen Schlüsselbegriffen oder Fakten in der Situation selbst (vgl. Kusenbach 2003, S. 465) verschiedene Gedächtnisübungen empfohlen, bspw. die Technik, jedem wichtigen Ereignis ein gedankliches Schlagwort zu geben, wobei das erste mit A beginnen sollte, das zweite mit B usw. (vgl. Girtler 2001, 141f.). Bei Situationen, in denen viel Kommen und Gehen herrscht, hilft es mir sehr, mir direkt nach der Beobachtung eine Skizze mit Sitzplan und Dynamik der Teilnahme zu machen, gerade auch für die Reihenfolge der Gesprächsinhalte, deren Rekonstruktion mir teilweise

schwerfällt.⁸

Da sowohl Inhalt als auch Form des Protokolls in der freien Forschung nicht strukturiert sind, ist hier viel Freiheit gegeben, ungefiltert alles aufzuschreiben, was einem zur Forschungssituation und zu ihrem Nachklingen durch den Kopf geht. Das umfasst auch scheinbar nichtige Details, die Wetterlage, Ideen zu theoretischen Fragestellungen oder der Ausrichtung der Arbeit, wahrgenommene oder eigene Gefühls- und Stimmungslagen sowie (innere) Konflikte, aufkommende Sorgen oder Ähnliches (vgl. Fischer und Beer 2020, S. 272).

Girtler empfiehlt bei Beschreibung und Interpretation der sozialen Wirklichkeit eine quasi-poetische Intuition und Sensibilität. So könnten ihm zufolge soziologische und ethnologische Arbeiten von hoher literarischer Qualität profitieren (vgl. Girtler 2001, S. 18). Dass auch die Reaktionen und Emotionen der Forscherin ins Protokoll gehören, betont Dürr ganz explizit (vgl. Dürr 2017, S. 101). Schlehe spricht sogar von einem „Tagebuch“, in dem alles festzuhalten ist, was nicht auditiv aufgenommen wurde, und rät nachdrücklich zur laufenden Verschriftlichung von Selbstreflexion (vgl. Schlehe 2020, S. 106). Am Ende meiner Beobachtungsprotokolle finden sich häufig entsprechende Reflexionen, da die Feldaufenthalte oft noch lange in meiner Gefühls- und Gedankenwelt nachklingen.

Fischer und Beer ermuntern darüber hinaus dazu, nicht nur sprachliche Notizen festzuhalten, sondern auch Skizzen, Symbole oder ähnliches sowie Gegenstände und Dokumente aus dem Feld zu Hilfe zu nehmen (vgl. Fischer und Beer 2020, S. 265). Wo immer mir dies sinnvoll erscheint, mache ich Fotos, nehme Flyer mit und notiere mir Hinweise auf mediale Inhalte, die als Kontextinformationen in meine Datenauswertung einfließen.

⁸ Letztlich können bei Gedächtnisprotokollen aber trotz aller Bemühungen Verzerrungen auftreten, sodass insbesondere die dort verwendete wörtliche Rede vom genauen Wortlaut abweichen kann und eher als vermittelte Gesamtbotschaft zu verstehen ist.

2.4 Trianguliertes Interview

2.4.1 Rahmengestaltung und Ablauf

Vertiefend zu den beschriebenen Beobachtungen und ero-epischen Gesprächen führe ich drei geplante Interviews durch, die im privaten Raum stattfinden, zwischen zwei und vier Stunden dauern und in weiten Teilen auditiv aufgezeichnet werden. Durch sie kann ein Einblick in die Aspekte des alltäglichen Lebens nach der Flut gewonnen werden, die die sichere Atmosphäre des eigenen Zuhauses und genügend Zeit brauchen, um zur Sprache zu kommen. Die Interviews finden gegen Mitte der Datenerhebungsphase statt und sind – im Gegensatz zu den Beobachtungen – von Anfang an auf den Schwerpunkt der Alltagsbewältigung ausgerichtet. Im Sinne einer umfassenden Triangulation sieht die Interviewplanung verschiedene methodische Elemente vor:

- 1) Go-Along: Besichtigung der Wohnung
- 2) Freies Gespräch
- 3) Cognitive Map: Freihandzeichnung der Nachbarschaft
- 4) Cognitive Map: Auf Karte von Niederaue relevante Orte einzeichnen
- 5) Go-Along: Besichtigung der dörflichen Umgebung

Der Gesprächsteil soll Raum für die Darstellung der subjektiven Sicht der Personen in eigener Artikulation bieten, weswegen ich hierfür keinen Leitfaden mitbringe, sondern lediglich den Wunsch, ein Gefühl für das alltägliche Leben der Person zu erlangen. Ergänzend stelle ich sicher, dass ich am Ende des Interviews einige persönliche Fakten⁹ in Erfahrung gebracht habe, die relevante Rahmenbedingungen für die Bewältigung darstellen. Darüber hinaus orientiere ich mich auch hier an der Methodik des ero-epischen Gesprächs. Das Zeichnen der Karten dient gleichermaßen der Gedächtnisanregung wie der Visualisierung für die räumlichen Charakteristika der Nachbarschaft und des Ortes, die eventuell schwer abzurufen oder in Worte zu fassen sind (vgl. Kusenbach 2003, S. 462). Mit den Go-Alongs durch die persönliche Wohnumgebung sowie durch die nähere Umgebung der Wohnung können zudem Aspekte des alltäglichen Lebens eingefangen werden, die nicht zwingend durch das Bewusstsein der Personen vermittelt werden müssen, sondern teilweise ganz direkt beobachtet werden können (vgl. Kusenbach 2003, S. 466). Die Reihenfolge richtet sich nach dem natürlichen Verlauf der Interaktion.

⁹ Alter, Familienstatus, Kinder, Berufstätigkeit, Ausmaß der Betroffenheit, Chronologie des Wohnens nach der Flut, Wohndauer in Niederaue, Aktivität am Jahrestag.

Durch diese Methodenvielfalt der Interviewsituation sollen die Limits der Erzählbarkeit, bspw. in Form von subjektiver Zugänglichkeit und sozialer Erwünschtheit, kompensiert werden. Außerdem soll so vermieden werden, dass wir allzu lange am Stück auf Stillsitzen und Reden fixiert sind, was nicht nur anstrengend ist, sondern auch spontane, natürliche Reaktionen unterdrückt und damit die Möglichkeit authentischer Alltagsbeobachtungen einschränkt (vgl. Kusenbach 2003, S. 462). Bei der Umsetzung kristallisiert sich als größtes Problem heraus, das freie Gespräch knapp genug zu halten, um genügend Zeit für die anderen Elemente übrigzulassen. Aus diesem Grund entfällt bei Hans-Peter die Nachbarschaftsskizze und bei Jolien der Go-Along durch die Nachbarschaft, einzig bei Nadine können alle Komponenten in die Tat umgesetzt werden.

2.4.2 Auswahl der Gesprächspartner:innen

Die Suche nach Interviewpartner:innen, die sich gerne auf diesen aufwändigen und recht intimen Ablauf einlassen wollen, wäre ohne meine privaten Kontakte sehr schwierig geworden. Über sie kann ich Hans-Peter und Jolien für ein Interview gewinnen (Erfolgsquote der vermittelten Anfragen von 100%), wohingegen ich für die dritte Interviewpartnerin einen deutlich größeren Aufwand betreiben muss. Von vier Personen, die ich im Feld kennenlerne und die spontan positiv auf meinen Vorschlag reagieren, kommt nur ein Interview tatsächlich zustande (Nadine), die anderen Kontakte versanden schnell wieder. Zwölf Aushänge an betroffenen Mehrfamilienhäusern bringen keinerlei Ergebnis.

Alle drei Interviewten besitzen ein mehrgeschossiges Einfamilienhaus, das ähnlich stark betroffen ist (ca. ein Meter Wasserstand im Erdgeschoss):

- Hans-Peter ist pensioniert, verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. Er lebt zum Zeitpunkt des Interviews zusammen mit seiner Frau Gabriele in einem der für die Flutbetroffenen bereitgestellten Tiny Houses, während das Haus des Paares saniert wird. Ungefähr die Hälfte des Interviews über leistet Gabriele uns Gesellschaft und trägt viel zum Gespräch bei, sodass ich letztendlich zu vier verschiedenen Personen Interviewdaten auswerten kann. Da sich die beiden oft gegenseitig ergänzen, betrachte ich sie in manchen Passagen auch als undifferenzierte Einheit. Dieses Interview dauert ca. zwei Stunden.
- Nadine ist Mitte/Ende 50, arbeitet freiberuflich, lebt alleine und hat keine Kinder. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die Sanierung ihres Hauses bereits abgeschlossen. Das Interview mit ihr dauert ca. vier Stunden, nach der Hälfte breche

ich allerdings die Tonaufnahme ab, weil das Gespräch zunehmend privater wird. Relevante Passagen halte ich in ergänzenden Gedächtnisprotokollen fest.

- Jolien ist Anfang 30, arbeitet als Lehrerin, ist verheiratet und hat zwei kleine Kinder im Kindergarten- bzw. Grundschulalter. Die junge Familie lebt im Sommer 2022 im ersten und zweiten Obergeschoss ihres Hauses, während die Sanierung des Erdgeschosses und des Kellers noch laufen. Dieses Interview dauert ca. zweieinhalb Stunden.

Obwohl das Sample sehr klein ist, bildet es mit Blick auf den privaten Wiederaufbau drei sehr verschiedene Momentaufnahmen bei sehr ähnlicher Ausgangslage ab. Zudem sind Alter und Familienkonstellation gut durchmischt, sodass auch hier möglichst vielfältige Eindrücke gewonnen werden können. Als verzerrender Effekt ist zu nennen, dass sich bei allen Interviewten aufgrund der Erreichbarkeit für dieses Interviewformat eine überdurchschnittlich gute soziale Vernetzung, eine hohe Offenheit gegenüber fremden Menschen und eine vergleichsweise stabile Gemütsverfassung vermuten lassen.

2.4.3 Go-Along

Ein Go-Along stellt eine Mischung aus teilnehmender Beobachtung und Interview dar, das insbesondere die räumlichen Aspekte des Alltagslebens gut offenlegen kann (vgl. Kusenbach 2003, S. 463). Das Ziel ist, die Interviewten auf ihren „natürlichen“ Alltagswegen zu begleiten, also bspw. bei ihrer Arbeit oder bei alltäglichen Erledigungen (vgl. Kusenbach 2003, S. 457). Beim gemeinsamen Bewegen durch den Raum eröffnet sich die Möglichkeit, einen Einblick in die spezifisch-selektive Raumwahrnehmung der Interviewten zu bekommen, welche durch die Fremdwahrnehmung der Forscherin gut kontrastiert werden kann, um die Konstruktion des Raumes besser nachzuvollziehen (vgl. Dangschat und Kogler 2019, S. 1337). Die jeweilige Wahrnehmungsfilerung wird durch subjektive Relevanzstrukturen bestimmt, die bspw. mit praktischem Wissen, Interessen, Talenten, Prädispositionen und Sensibilitäten zusammenhängen. Darüber hinaus kann ein Go-Along spannende Beobachtungen zur sozial-relationalen Architektur der Nachbarschaft, sprich deren Vernetzungen, Hierarchien und etwaigen Grenzziehungen hervorbringen (vgl. Kusenbach 2003, 466f.).

Für die Authentizität dieser Beobachtung ist es sehr wichtig, dass sich die Route, der Ablauf, die Tätigkeiten eng an den tatsächlichen Routinen der Person und ihrer vertrauten Umgebung bewegt. Klar ist allerdings, dass die Anwesenheit der Forscherin die Situation

automatisch zu etwas nicht Alltäglichem macht. Diese Einflüsse sind – einmal mehr – zu reflektieren. Die Vorgabe an die Interviewten besteht darin, einfach alles zu erzählen, was ihnen beim Go-Along so durch den Kopf geht oder welche Erfahrungen sie auf den jeweiligen Wegen und an den jeweiligen Orten normalerweise machen (Kusenbach 2003, 463ff.).

Das erste Go-Along des triangulierten Interviews besteht in der Besichtigung der Wohnung. Da ich die Interviewpartner:innen in ihrem Zuhause besuche, sie mich dort als Gast bewirten und vorab bereits klar ist, dass ich mich für dieses Thema interessiere, ergibt sich dieser Teil in zwei von drei Fällen ganz organisch zu Beginn des Treffens, noch bevor ich die Tonaufnahme starten kann. Entsprechend arbeite ich auch hier mit Gedächtnisprotokollen. Die methodisch angedachten Erzählaufforderungen „Alles, was du mir zeigen möchtest.“ und „Erzähl mir einfach, was dir dabei so durch den Kopf geht und welche Erfahrungen du hier normalerweise machst.“ finden hier keinen Platz, dafür sind die Situationen zu dynamisch. Gerade aber diese Spontanität und Selbstläufigkeit der Situationen empfinde ich als großes Plus. Das abschließende Go-Along durch die nächste Umgebung leite ich mit der simplen Formulierung „Wollen wir eine Runde durch die Nachbarschaft drehen?“ ein.

2.4.4 Cognitive Maps

Cognitive Maps (auch Mental Maps genannt) stellen einen guten Einstieg in viele Themen dar, vor allem in raumbezogenes Denken. Der Person wird hierzu ein weißes Blatt oder eine unvollständige Karte vorgelegt, in die sie wichtige Merkmale der räumlichen Umwelt einzeichnen darf (vgl. Antweiler 2020, S. 206). Völlig freie Skizzen haben den Vorteil, eigene Grenzen ziehen zu können:

„Schon der Entwurf der Karte kann aufschlussreich sein: Wo ziehen die Betroffenen die Grenzen ihres Ortes? Welche Punkte sind so wichtig, dass sie extra markiert oder besonders groß eingezeichnet werden?“ (Schönhuth und Jerrentrup 2019, S. 113)

Ich nutze diese Variante für die Karte der Nachbarschaft, da es sich hierbei um einen grundsätzlich informellen und damit vagen Begriff handelt, der sehr unterschiedlich ausgelegt werden kann. Die simple Anweisung hierzu lautet: „Bitte skizziere deine Nachbarschaft“, auf Nachfrage ergänzt mit „alle relevanten Orte und Menschen“. Ist die Aufgabenstellung geklärt, beschränke ich mich während des Zeichnens und Erläuterns der Cognitive Map nach Möglichkeit auf reine Beobachtung. Erst wenn die Person aus ihrer Sicht

fertig ist, fragt ich ggf. genauer nach (vgl. Dangschat und Kogler 2019, S. 1342), bspw. zu der Qualität der Kontakte zu den Nachbar:innen sowie deren Veränderungen durch die Flut und ihre Folgen.

Für die Karte von Niederaue verwende ich hingegen eine vorgefertigte Open Maps Karte, die Straßenzüge, Gebäude und Landschaftsmerkmale zur Orientierung vorgibt, aber keinerlei Markierungen oder Bezeichnungen von speziellen Orten¹⁰, worin die Aufgabe der Interviewten besteht. Auf diese Art ist immer noch viel Spielraum gegeben, ohne dass die zweite Karte zu anstrengend oder frustrierend wird. Es handelt sich dabei um die „Nadelmethode“, also das Setzen von Markern auf einer vorgegebenen Karte. Die Menge der Marker verrät etwas über die Stärke des Umweltbezugs bzw. der -integration. Hierbei können auch verschiedene Konnotationen genutzt werden (vgl. Dangschat und Kogler 2019, S. 1341).

Die konkrete Aufgabenstellung soll zwar fruchtbar, aber nicht zu kompliziert oder unübersichtlich sein. Nach langem Abwägen entscheide ich mich für dieses System:

- Grünes Kreuz: „Orte, die in den letzten 12 Monaten besucht wurden“
- Rotes Kreuz: „Orte, die früher regelmäßig besucht wurden“
- Blaue Umkreisung: „einzelne Ortsteile nach eigener Wahrnehmung“

Im Grunde handelt es sich hierbei um ein ortsbezogenes freies Auflisten, wie Christoph Antweiler es beschreibt, um herauszufinden, was für die Menschen vor Ort überhaupt relevant an ihrer Umgebung ist. Dieses Vorgehen bezeichnet er als „sehr erhellend und immer zu empfehlen, bevor zu anderen Verfahren übergegangen wird“ (Antweiler 2020, S. 209). Darüber hinaus kann ich mit der Umkreisung von Ortsteilung die spannende Frage nach räumlichen Grenzen trotz der Nutzung einer vorgegebenen Karte in die Aufgabe integrieren. Interessant ist hier, dass alle Befragten auch übliche Wege bzw. Bewegungsbereiche einzeichnen, die in meiner Aufgabenstellung eigentlich gar nicht vorkommen, aber tatsächlich eine wertvolle dynamische Ergänzung zu den erfragten Orten darstellen.

¹⁰ Einzige Ausnahme: das historische Thermalbad des Stadtteils. Dabei handelt es sich scheinbar um ein so starkes Charakteristikum des Ortes, dass Open Street Maps es partout nicht ausblenden wollte.

2.5 Auswertung

Kernstück der Ergebnisauswertung sind passagenhafte, thematisch strukturierte Analysen der vertiefenden Interviews, wobei die Cognitive Maps und Go-Alongs nicht detailliert nach einer speziellen Methodik ausgewertet werden, sondern lediglich über die dadurch angeregten Dialoge in die Ergebnisse einfließen. Die teilnehmenden Beobachtungen sowie Fotos, Zeitungsartikel und sonstige Artefakte aus dem Feld liefern die Datenbasis für relevante Kontexterläuterungen sowie für wertvolle Ergänzungen, bspw. mit Blick auf eher ungünstig verlaufende Bewältigungswege, die im blinden Fleck der Interviews liegen. Als Ausnahme hervorzuheben ist die Dorfführung durch Uwe. Da sie im Grunde ein ausführliches und mit Expertenwissen angereichertes Go-Along durch die Nachbarschaft darstellt und von einer kleinen Gartenführung und einem gemütlichen Beisammensein auf der Veranda zusammen mit seiner Frau Marion gerahmt wird, kommt diese Erhebung recht nah an das Set-Up der triangulierten Interviews heran. Entsprechend finden sich auch Marion und Uwe in den Einzelfallanalysen wieder. Ähnliches gilt für einzelne Personen aus anderen Beobachtungssituationen, sofern die Datendichte eine detaillierte Analyse hergab.

Die etwa 50 Stunden Materialerhebung führen zu knapp 300 Seiten an Beobachtungsprotokollen und Transkripten (inkl. Fotos). Um diese große Datenmenge zu verarbeiten, nehme ich zunächst eine grobe Vorcodierung vor, um größere Textabschnitte in verschiedene inhaltliche/thematische bzw. analytische Kategorien (vgl. Rädiker und Kuckartz 2019, S. 68) zu sortieren. Dabei unterscheide ich grob nach der hier fokussierten individuellen Bewältigung mit den Unterkategorien „Normalität“, „Wohnen im Übergang“, „Administratives im Wiederaufbau“ und „soziale Infrastruktur“, der gesellschaftlichen Bewältigung mit den Unterkategorien „Krisenmanagement“, „soziales Miteinander“ und „Erinnerungskultur“ und nach weiteren Kontextkategorien in Form von „Beschreibung der Umgebung ohne direkte soziale Interaktionen“, „unmittelbare Schilderung von Fluterlebnissen“ und „Gemeinschaft“.

Diese Kategorien werden letztendlich zwar alle noch einmal gesichtet, dienen mir aber als wertvolle Priorisierung in der genannten Reihenfolge. Innerhalb der thematisch sortierten Materialauszüge beginne ich nun mit der Detailanalyse, die sich grob am dreischrittigen Vorgehen der Grounded Theory orientiert. So beginne ich mit einem klein-

schrittigen, offenen Codierprozess, bei dem ich die interpretativen Konzepte um Phänomene in Form von Problemkonstellationen herum gruppieren (vgl. Strauss und Corbin 1996, S. 51). Als standardisiertes Schema entsteht dabei aus dem Prozess heraus die Identifikation von Kernproblemen, Kontextfaktoren und Bewältigungsstrategien, wobei ich im Laufe der Zeit immer größer vorgehe und das Material nach neuen Varianten bzw. Konstellationen dieser Aspekte scanne.

Für die axiale Codierung nutze ich nicht das kausale Codierparadigma (vgl. Strauss und Corbin 1996, S. 76), sondern arbeite im Sinne Charmaz' in freier Form die zentralen Zusammenhänge heraus (vgl. Heiser 2018, 258f.). In diesem Zuge bilde ich thematische Cluster, die sich durch Ähnlichkeiten in Bezug auf den betroffenen Lebensbereich und die Kernproblematik sowie Unterschiede in Bezug auf Kontextfaktoren und Bewältigungsstrategien charakterisieren. Dieser Prozessschritt findet weitgehend parallel zum offenen Codieren statt und wird häufig korrigiert, je mehr sich mein Gesamtbild durch das offene Codieren erweitert und aufklärt. Schlussendlich ergibt sich dabei eine Aufteilung in sechs Cluster, die die Ergebnisdarstellung strukturieren.

Der rote Faden entwickelt sich schrittweise und weitgehend parallel zu den anderen Auswertungsschritten, wobei die daraus entstehende Reihenfolge als Andeutung einer Chronologie von phasenweise dominanten Problemkomplexen verstanden werden kann. Darin spiegelt sich der selektive Codierschritt nach Anselm L. Strauss und Juliet M. Corbin wieder (vgl. Strauss und Corbin 1996, 94f.). Bei der laufenden Verschriftlichung der Ergebnisse werden zudem theoretisch informierte Interpretationen, Einordnungen und Querbezüge hergestellt, die die alltagsweltlichen Wissensbestände und die Prozesse der Internalisierung und Externalisierung zwischen subjektiver und objektiver Wirklichkeit herausarbeiten. Dieser Schritt geht über eine rein induktive Theoriebildung im Sinne der klassischen Grounded Theory hinaus und orientiert sich auch hier eher an Charmaz (vgl. Heiser 2018, 258f.).

Girtler empfiehlt, das erarbeitete Material und die Forschungsergebnisse von Mitgliedern des Feldes prüfen und diskutieren zu lassen (vgl. Girtler 2001, S. 128). Ich setze dies durch die bereits erwähnte Ergebnispräsentation im lokalen Ortsbeirat um.

3. Theoriegrundlage: Die Lebenswelt zwischen Krise und Alltag

3.1 Der stetig-ruhige Lauf des Flusses: Stabile Grundverfassung der Alltagswelt

3.1.1 *Der Alltag plätschert dahin: die natürliche Einstellung*

Wirft man mit Schütz/Luckmann einen Blick auf die Essenz des Alltags, so stößt man schnell auf die Qualität der fraglosen Gegebenheit. Damit ist gemeint, dass uns etwas als so selbstverständlich erscheint, dass wir nicht bewusst darüber nachdenken, warum etwas so ist, wie es ist. Wir nehmen es einfach hin, weil es unserem Wissensvorrat und unseren Bezugsschemata entspricht und keinerlei inhaltliche Widersprüche erzeugt. Die Theoretiker benennen dies als die „natürliche Einstellung“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 35) in der Lebenswelt. Die Lebenswelt des Alltags ist die Wirklichkeit, „die der wache, normale Erwachsene in der natürlichen Einstellung als schlicht gegeben vorfindet“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 53). Das Wasser des Alltagsflusses plätschert in der natürlichen Einstellung entspannt und völlig erwartbar dahin, nichts daran sticht besonders ins Auge. Scheinbar also eine langweilige Situation, an der es nichts zu beobachten gibt. Doch die zuvor geschilderte Methodik erinnert uns daran, dass es sich gerade hier lohnt, genauer hinzuschauen, um all den versteckten Voraussetzungen dieser Selbstverständlichkeiten auf die Schliche zu kommen.

Zwei zentrale Prämissen der natürlichen Einstellung lauten, dass die gesamte Natur- und Sozialwelt für alle Menschen grundsätzlich gleich ist, dieses Gleiche jedoch von jedem in sehr unterschiedliche subjektive Sinnzusammenhänge gestellt wird. Daraus leitet sich die Annahme einer dem Individuum äußerlichen „objektiven“ Ordnung ab (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 46). Praktisch bedeutet dies, dass in der Alltagswelt ständig mit anderen Menschen kommuniziert und verhandelt werden muss. Wir sind uns bewusst, dass sie die gleichen Objektivationen wahrnehmen wie wir, nur eben von einem anderen Standpunkt aus (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 26). Subjektive und objektive Wirklichkeiten stehen in einer dialektischen Wechselwirkung aus Externalisierungs- und Internalisierungsprozessen. Das eigene Sein wird veräußert, die objektive Wirklichkeit wird einverleibt (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 139).

Mithilfe von Erfahrungsinterpretationen, die auf dem vorhandenen Wissensvorrat aufbauen, ist es möglich, jede neue Situation, solange sie hinreichend ähnlich zu einer vorangegangenen ist, zu typisieren und routinemäßig zu bewältigen. Solange dieses Muster funktioniert, bleibt die Fraglosigkeit der Lebenswelt intakt (vgl. Schütz und Luckmann

2017 [2003], S. 37). Typisierungen stellen vorgeprägte Deutungsmuster zur Einordnung von neuen Menschen und Situationen dar, die laufend für die konkrete Situation ausgelegt und an sie angepasst werden (vgl. Berger und Luckmann 1972, 33f.). Routinen wiederum haben einen direkten Handlungsbezug, sie sind habitualisierte Rezepte zur Lösung von Routinesituationen. Das zugehörige Rezeptwissen hat sich meist nicht nur subjektiv, sondern intersubjektiv als Teil des kollektiven Wissensvorrats und Inhalt von Sozialisationsprozessen bewährt (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], 43f.). Deshalb sprechen Berger/Luckmann auch von Jedermannswissen, wenn sie von normalen Alltagsroutinen sprechen (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 26).

Die Alltagswelt enthält nicht nur Typisierungen zur Einordnung von Erlebnissen und das nötige Rezeptwissen für ihre Bewältigung, sondern auch Objektivationen. Dabei handelt es sich um wahrnehmbare Phänomene, die eine „subjektive Intention meiner Mitmenschen“ (Berger und Luckmann 1972, 37) transportieren, bspw. in Form von Sprache oder Gegenständen, in jedem Fall als Zeichen mit Symbolcharakter. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie ausdrücklich einen subjektiven Sinn transportieren und von einer konkreten Vis-à-vis-Situation ablösbar sind. Sprache ist ein Zeichensystem, das sich besonders gut vom Hier und Jetzt abstrahieren lässt (vgl. Berger und Luckmann 1972, 37ff.).

Die institutionale Welt besteht aus eben jenen Objektivationen und reziproken Typisierungen. Institutionen befähigen nicht nur dazu, Handlungen anderer zu antizipieren und so Routinen und Arbeitsteilung aufzubauen, sondern sie kontrollieren auch das menschliche Verhalten, da sie durch Sanktionsmechanismen abgesichert sind. Institutionen sind ein zwingendes Faktum, sie werden mächtiger, je mehr Menschen beteiligt sind und je länger sie Bestand haben, insbesondere wenn sie als bereits bestehende, objektive Welt an eine neue Generation weitergegeben werden (vgl. Berger und Luckmann 1972, 58–65).

Die Qualität des Normalen wird von Berger/Luckmann am Beispiel der „bösen Schwiegermutter“ veranschaulicht, die einem in ihrer konkreten Personifikation zwar das Leben schwermacht, als abstrakte Typisierung aber plötzlich normal und damit leichter zu bewältigen wird. „So allgemein formuliert, sieht sich mein Ärger ganz normal für mich, für andere Leute, ja, vielleicht sogar für meine Schwiegermutter an.“ (Berger und Luckmann 1972, S. 41). Diese normalisierende Situationsinterpretation ändert zwar nichts an

der tatsächlichen Praxis der haarsträubenden allsonntäglichen Mittagessen, aber sie erleichtert es mir, das Erlebte anschließend in meinen Wissensvorrat einzuordnen, mich anderen mitzuteilen, in meinem Frust und meiner Opferrolle verstanden zu werden und mich an den Handlungsoptionen zu orientieren, die der kollektive Wissensvorrat für diese altbekannte Problematik bereithält. Die Erzeugung von Normalität stellt also eine Form der Stressbewältigung dar.

Die natürliche Einstellung enthält zudem auch Idealisierungen des Wissensvorrates im Sinne eines „Und-so-weiter“ und „Ich-kann-immer-wieder“ (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 48). Die hochkomplexe Wirklichkeit wird in der natürlichen Einstellung stark reduziert und gewissermaßen geglättet erlebt, indem kleinere Unstimmigkeiten ausgeblendet und Reize bzw. Reizkomplexe typisiert werden. Hier geht alles seinen gewohnten Gang, der Alltagsfluss fließt ruhig und gleichmäßig, er plätschert dahin.

Fraglich bzw. problematisch werden neue Situationen erst, wenn die „situationsbedingte Auslegungsmotivation“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 38) den bisherigen Wissensvorrat schlicht übersteigt oder wenn Erwartungen sich nicht bestätigen, sprich eine Inkongruenz von Annahme und Erfahrung entsteht. Sei es nun ein neu entdecktes Interesse an dem Sammeln von Pilzen, sodass die bisher ausreichende allgemeine Typisierung „Pilz“ ausdifferenziert werden muss (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], 37f.), oder der Verlust der Beiläufigkeit eines Gesprächs durch den Bruch mit Routinen (vgl. Berger und Luckmann 1972, 163f.), bspw. wenn ich an der Supermarktkasse plötzlich nicht mehr mit Hundert-Euro-Scheinen zahlen darf, obwohl ich das mein Leben lang so gemacht habe. Als wichtigste Reaktion auf dieses Problem beschreiben sie die Neuauslegung des lebensweltlichen Horizontes, also eine Anpassung und Erweiterung des Erfahrungsschatzes. Dies kann bspw. über die Modifizierung von Typisierungen (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 39) oder theoretisches Denken zur Integration nicht zusammenpassender Bezugsschemata erreicht werden (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 42). Bis zu einem gewissen Ausmaß sind solche Probleme ebenfalls ein typischer und routinemäßig zu bewältigender Bestandteil der Alltagswelt. Es sind die kleineren Felsen unter die Oberfläche, die das geübte Auge früh genug erkennt und daher ohne großen Stress umfahren kann.

3.1.2 Paddeln im ruhigen Fahrwasser: alltägliche Lebensführung

Solange der Alltagsfluss ruhig dahinplätschert und ein kleiner Paddelschlag hier und da ausreicht, um auf Kurs zu bleiben und den Steinen auszuweichen, lässt es sich auf ihm gemütlich leben. Wer mag, kann das Tempo durch eigene Kraftanstrengung beschleunigen, man kann sich aber auch zurücklehnen und die bequeme Fahrt genießen. Doch was entspannt klingt, will gelernt sein, denn wie die Hobby-Kanutin weiß: selbst auf dem friedlichsten Flösschen der Welt kann man im Wasser landen, wenn man sich ungeschickt anstellt. Werfen wir also einen Blick auf die routinierte Bewältigung des weitgehend unbewegten Alltags.

Hierzu müssen wir einen genaueren Blick auf die subjektive Wirklichkeit werfen, die im individuellen Bewusstsein lokalisiert ist (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 157) und mittels Internalisierungsprozesse durch die objektive Wirklichkeit beeinflusst wird. Berger und Luckmann schreiben hierzu aus gesellschaftlicher Perspektive recht radikal:

„Der objektive Sinn der institutionalen Ordnung präsentiert sich jedem Individuum als gegeben und allseits bekannt, als gesellschaftliche Gewißheit. Wenn es überhaupt ein Problem geben sollte, so dann, weil der Einzelne subjektive Schwierigkeiten haben kann, Sinngebungen allgemeiner gesellschaftlicher Übereinkunft zu internalisieren.“ (Berger und Luckmann 1972, S. 87)

Für den ruhigen Normalfall können wir also davon ausgehen, dass die:der Einzelne die objektive Wirklichkeit erfolgreich internalisiert und entsprechend die Anforderungen des alltäglichen Lebens, die für uns soziale Wesen zu einem Großteil von Interaktionen mit anderen Menschen und sozialen Zusammenhängen geprägt sind, bewältigen kann.

Auch in der Forschung zur alltäglichen Lebensführung wird der wechselseitigen Dynamik zwischen Subjekt und Gesellschaft analytisch Rechnung getragen (vgl. Jochum et al. 2020, S. 9). Sie fragt danach, „ob die immer wieder diskutierten sozialstrukturellen Entwicklungstendenzen ihr Korrelat auf der Ebene des Alltagslebens und des Alltagshandelns haben und worin sich dies zeigt“ (Kudera 1995, S. 7, zitiert nach Jochum et al. 2020, S. 21). Die alltägliche Lebensführung wird als Schnittstelle von einerseits öffentlicher Geschichte in Form von Historie und andererseits privater Geschichte in Form von Biographie verstanden. Alltagspraktisch gleicht sie die zahlreichen gesellschaftlichen Bedingungen und individuellen Lebensentwürfe miteinander ab und erzeugt Stabilität (vgl. Kudera 2000, S. 166). Sie ermöglicht ein hohes Maß von Beständigkeit und gewährleistet so Handlungssicherheit und Handlungsentlastung (vgl. Niemand 2020, S. 48). Diese Stabilität entlastet nicht nur die Person selbst von anstrengenden Entscheidungen, sondern

macht sie für andere verlässlich (vgl. Jochum et al. 2020, S. 21). Sie schafft gewissermaßen die Voraussetzung für die hochkomplexe institutionelle Ordnung unserer Moderne.

Doch die Lebensführung ist nicht nur als Stabilitätsgarant zu verstehen, sondern viel mehr als Kombination von Stabilität und Dynamik, als Pendeln zwischen den „Polen von Traditionalität und Reflexivität, von Herrschaft und Aushandlung, von Routine und Innovation, von Situativität und Strategie“ (Kudera 2000, S. 172). Vieles muss stabil bleiben, damit einiges geändert werden kann. Damit argumentiert diese Forschungslinie eng an der entlastenden und energiesparenden Funktion, die Berger/Luckmann Habitualisierungen zuschreiben (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 57). Genau darin drückt sich nicht nur die Hauptanforderung an die alltägliche Lebensführung aus, sondern auch an die gesellschaftliche bzw. soziale Ordnung (vgl. Kudera 2000, S. 172). Allerdings, so schreibt Stephan Niemand, greife die entlastende Funktion der Alltagsführung erst, wenn diese als etwas der Person äußerlich empfunden wird (vgl. Niemand 2020, S. 48), sprich als Bestandteil der objektiven Wirklichkeit. Auf Basis der Theorie ist also anzunehmen, dass eine psychische Krisenbewältigung dadurch begünstigt wird, dass das eigene Handeln als äußerlich und gesellschaftlich bedingt empfunden wird. Hierfür wiederum dürfte entscheidend sein, ob für die spezielle Krisensituation ausreichend passendes Rezeptwissen im lebensweltlichen Wissensvorrat vorhanden ist.

Das Konzept der Lebensführung ist auf die aktive Bewältigung der gesellschaftlichen Bedingungen des individuellen Daseins und, in Anlehnung an Weber, auf den subjektiven Sinn des eigenen Handelns ausgerichtet. Damit füllt es die konzeptionelle Lücke zwischen der Lebensweise, die das gesellschaftlich bedingte Verhalten beschreibt, sowie dem Lebensstil, der eher als expressiver Ausdruck der Lebensführung verstanden wird (vgl. Wehrich 2018, 512f.). Genauer gesagt wird die alltägliche Lebensführung als Handlungssystem begriffen, das ganz im Sinne Berger/Luckmanns als aktiv konstruiert gilt, sämtliche alltäglichen Tätigkeiten umfasst, ganz unterschiedliche Formen annehmen kann und sehr wandelbar ist (vgl. Niemand 2020, S. 39). Auf diese Weise wird Alltag weniger über exakt gleiche Handlungsabfolgen definiert und mehr über eine „integrative Struktur“ und einen „übergreifenden, orientierenden Handlungsrahmen“ (Niemand 2020, S. 45). Durch dieses System wird es möglich, das umfassende biographische Programm in kleine, alltagspraktische Bestandteile zu übersetzen (vgl. Kudera 2000, S. 182).

Der Alltag wird in dieser Sichtweise bewusst nicht näher definiert, sondern recht vage

als der Ort verstanden, an dem alles zusammenkommt (vgl. Niemand 2020, 37ff.). Betont wird hierbei, dass die Lebensführung das Leben in seiner gesamten Breite umfasst. All die zahlreichen Lebensbereiche mit ihren je eigenen Erwartungen und Handlungsmustern werden hier zu einem Gesamtarrangement zusammengefügt (vgl. Niemand 2020, S. 41). Die Art und Weise dieser Integration kann sehr unterschiedlich ausgestaltet sein. So können die Lebensbereiche segmentär gehalten, integriert oder in eine hierarchische Ordnung gebracht werden (vgl. Niemand 2020, S. 46). Aus theoretischer Sicht stellt diese synchrone Erforschung der individuellen Lebenswelt das Komplementärstück zur diachronen Biographieforschung dar (vgl. Jochum et al. 2020, S. 8).

Doch trotz der subjektiven Konstruktionsleistung, die in der alltäglichen Lebensführung steckt, besitzt sie eine systemische Eigenlogik, durch die die Person ihre Lebensführung nicht einfach so verändern kann, sondern ein Stück weit von ihr abhängig ist, denn sie kann sich nicht aus dem gesellschaftlichen Kontext herausnehmen, der das Gesamtarrangement an Tätigkeiten mitkonstituiert (vgl. Jochum et al. 2020, S. 8). Wissenssoziologisch lässt sich dies als Einfluss bzw. Abbildung der objektiven Wirklichkeit auf die Lebensführung begreifen. Es illustriert die kontraintuitiv wirkende Äußerlichkeit der scheinbar doch so individuellen Lebensführung.

Umgekehrt ist aber auch die Gesellschaft ein Produkt ständiger Externalisierung subjektiven Sinns in Form von Objektivierungen (vgl. Berger und Luckmann 1972, 54f.), welche die Grundlagen des intersubjektiven Wissens in der Alltagswelt darstellen (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 22). Diese Externalisierung funktioniert über Tätigkeiten, die subjektiv gemeinten Sinn ausdrücken (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 20). Zwar gilt dies grundsätzlich für sämtliche Tätigkeiten im Alltag, doch hier könnte eine Unterscheidung fruchtbar sein, die sich im Vorangegangenen andeutet. So stellen jene Tätigkeiten, die vorrangig über die Eigenlogik des Handlungssystems angeregt werden, eher Bestätigungen bereits bestehender Wissensbestände der objektiven Wirklichkeit dar, während solche Tätigkeiten, die ganz bewusst und intrinsisch motiviert vollzogen werden, eher das Potenzial zur Veränderung der objektiven Wirklichkeit bergen. Letzteres dürfte in einer ungewohnten Krisensituation häufiger als sonst der Fall sein und verdient deshalb besonderes Augenmerk. Eine Verfestigung dieser Externalisierungen zeigt sich in entsprechenden Typisierungen, die nicht nur einen subjektiven, sondern auch einen objektiven Sinn und damit direkte soziale Relevanz haben. Beobachten lässt sich dies darüber, dass sich

die Typisierungen wiederholt im Verhalten von mehr als einer Person niederschlagen (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 77).

Man könnte also fragen: welchen Weg durch die gefährliche Steinbank sucht sich die Kanufahrerin, wenn sie nicht durch Bojen oder Strömungseffekte anderer Boote auf einem vorbestimmten Pfad gehalten wird? Und: werden andere ihr folgen?

3.1.3 Der Fluss wird begradigt: Rationalisierter Alltag

Doch wie kommt es eigentlich, dass gefährliche Steinbänke im Verlauf unseres Alltagsflusses so selten vorkommen, dass sie dediziert als Krise wahrgenommen werden und nicht bloß als alltägliches Hindernis? Das hängt maßgeblich damit zusammen, dass der Flusslauf durch weitreichende gesellschaftliche Entwicklungsprozesse begradigt und geebnet wurde, um so komplikationsfrei wie möglich darauf entlangfahren zu können. Um besser zu verstehen, welche Situationen in unserer spezifischen, westlich-modernen Kultur überhaupt als herausstechende Krise wahrgenommen werden, ist es also nötig, sich mit Weber die Rationalisierungsprozesse der letzten Jahrhunderte anzuschauen.

So stellt eine breite gesellschaftliche Rationalisierung die Voraussetzung dafür dar, dass sich soziale Strukturen und damit auch individuelle Tätigkeiten verstetigen können und die heutige Form von Alltag (vgl. Seyfarth 1979, S. 162), wie sie der alltäglichen Lebensführung zugrunde liegt, überhaupt möglich wird. Ein solch rationalisierter Alltag zeichnet sich dadurch aus, dass soziales Handeln dauerhaft organisierbar wird, Verwaltungshandeln Kontinuität und Stabilität hervorbringt und „eine ‚natürliche‘ oder verständlich-rationale (,evidente‘) Perspektive handelnder (,Alltags‘-)Menschen“ vorliegt“ (Seyfarth 1979, S. 161). Dabei sind bürokratische Organisationen wichtige Träger der Rationalisierung, sie stellen die Basis für die „rationale Alltagsexistenz der entzauerten Welt“ (Seyfarth 1979, S. 166) dar. Flankiert werden sie u.a. von einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung, einem Fachbeamtentum und einem rationalen Rechtswesen (vgl. Weber 1966, S. 19).

Die darauf basierende, vorwiegend rationale Herrschaftsform stellt einen starken Kontrast zur sogenannten charismatischen Herrschaft dar, die deutlich personengebundener ist, sich über emotionale bzw. magische Elemente stützt und nicht allzu lange halten kann (vgl. Seyfarth 1979, S. 156). All diese magischen Elemente, bspw. religiöse Vorstellungen einer göttlich auserwählten Person, die zur Herrschaft bestimmt ist, stehen im Visier der Rationalisierung. Sie werden von ihr durch wissenschaftlich erklärbare Kausalitäten und

berechenbare Modelle ersetzt, der Alltag wird zunehmend durch Bürokratie bestimmt und das Charismatische verliert an Wirkung (vgl. Seyfarth 1979, S. 165–168). Der Charisma-Begriff von Weber lässt sich wohl am besten ex Negativum begreifen, sprich als all jene Aspekte der sozialen Welt, die sich nicht gut in seinem Sinne rationalisieren lassen (vgl. Seyfarth 1979, S. 158). So sollte man Charisma zwar nicht allgemein als irrational begreifen, aber ihm wohnt durchaus eine grundlegende Regelfremdheit inne, die sich gegen jede Form der Systematisierung und Festschreibung verwehrt und dadurch besagte Berechenbarkeit verhindert (vgl. Seyfarth 1979, S. 162).

Historisch können „die Alltagsvorstellungen, die das Handeln in der entzauberten Welt tragen, als veralltäglichte Formen des Vernunftglaubens der Aufklärung verstanden werden“ (Seyfarth 1979, S. 173). Tatsächlich beobachtet Weber bei dieser rationalen Vernunft wiederum eine geradezu magische Anziehungskraft, sodass er auch vom „veralltäglichten Charisma der Vernunft“ (Seyfarth 1979, S. 175) spricht.¹¹ Den dominanten Fortschrittsglauben sieht er nicht nur als Ursprung von objektivem Sinn an, sondern auch als funktionales Äquivalent zum religiösen Glauben, der keinen Platz mehr in einer entzauberten Welt hat (vgl. Seyfarth 1979, S. 172).

In dieser modernen Verwaltungsform sieht Weber die „Alltagsform der Herrschaft“ gegeben, die maßgeblich über Beständigkeit sowie Unpersönlichkeit der herrschaftlichen Sinnbezüge konstituiert wird (vgl. Seyfarth 1979, 162f.). Bürokratische Regeln, bspw. zur Anmeldung eines PKW, gelten für jeden Menschen gleichermaßen, sie sind völlig unabhängig von dem ausführenden Beamten oder der regierenden Politikerin und ruhen auf so festen und dauerhaften Strukturen, dass sie vermutlich erst dann ihre Geltung verlieren, wenn offiziell eine Änderung beschlossen oder das tragende Staatssystem gestürzt wird:

„Die Bürokratie ist gegenüber anderen geschichtlichen Trägern der modernen rationalen Lebensordnung ausgezeichnet durch ihre weit größere Unentrinnbarkeit. Es ist kein geschichtliches Beispiel dafür bekannt, daß sie da, wo sie einmal zur völligen Alleinherrschaft gelangt war – in China, Ägypten, in nicht so konsequenter Form im spätrömischen Reich und in Byzanz –, wieder verschwunden wäre, außer mit dem völligen Untergang der ganzen Kultur, die sie trug.“ (Weber 1966, S. 51)

Für unsere Kanutin bedeutet dies, dass sie zwar diverse Richtlinien bzgl. der Größe

¹¹ Siehe hierzu vertiefend auch Breuer 1993.

ihres Bootes, der maximalen Schlagzahl pro Minute und des Tragens einer Schwimmweste zu befolgen hat, sich aber umgekehrt auch weitgehend darauf verlassen kann, dass alle paar Kilometer eine Raststätte für sie bereitsteht, sie überall Handyempfang für Notrufe hat und ihre Versicherung bei einem unverschuldeten Unfall die Kosten für einen Transport zum Krankenhaus übernimmt. Auf diese Weise fährt es sich für gewöhnlich ganz gut auf unserem ungefährlichen, zum schnelleren Durchqueren begradigten Fluss, in der haltgebenden Gewissheit, dass sich die Regeln, nach denen dort verkehrt wird, so schnell nicht ändern werden...

... bis die Katastrophe kommt?

3.2 Wenn der Damm bricht: Stabilitätsverlust der objektiven Wirklichkeit

3.2.1 Die Welt wird zum Aquarium: Radikalität

Seit Jahren ist der Staudamm an der Quelle unseres Alltagsflusses stark beschädigt, aber er hat seine Funktion stets verlässlich erfüllt. Bis heute. Der verhängnisvolle Moment ist gekommen, an dem ein kleiner Riss zu viel entsteht.¹² Der kritische Kippunkt wird überschritten und innerhalb von Sekunden ist nichts mehr, wie es zuvor war. Der gesamte Landstrich mit all seinen Bewohner:innen und all seiner Infrastruktur steht bereits unter Wasser, während im Ohr noch die Geräusche des Dammbbruchs nachhallen. Die Interpretationsschemata des Alltags werden hier völlig gesprengt, denn solche Extremsituationen sehen sie nicht vor. Auf der Suche nach Gründen für dieses Unglück findet man entweder gar keine rationalen Erklärungen („Die Prognosen besagten ganz klar, dass der Damm halten würde!“) oder rationale Erklärungen, die emotional nur schwer zu verarbeiten sind („Die Prognosen haben das Unglück vorhergesagt, aber die Verantwortlichen haben nicht gehandelt!“).

Nach Clausen zeichnen sich Katastrophen durch Extremwerte auf den drei Dimensionen Radikalität (extrem vernetzt und gründlich), Rapidität (extrem plötzlich) und Ritualität (extrem irrational/magisiert) aus (vgl. Clausen 1994, 19f.). Ein Hang zur Magie und damit zu charismatischer statt rationaler Herrschaft ist für Katastrophen also charakteristisch.

Die Radikalität von Katastrophen wird auch bei Wolf R. Dombrowsky deutlich, der

¹² Die Veranschaulichung anhand eines Starkregenszenarios wie im Ahrtal wird hier bewusst umgangen, um eine allzu intensive Darstellung der tatsächlichen Ereignisse der Flutnacht zu vermeiden, die bei persönlich Betroffenen traumatische Erinnerungen hervorrufen könnten.

Katastrophen allgemein als eine Art Sammelbegriff für die „Wechselwirkungen höherer Ordnung“ begreift, die aus „singulären Schadensarten“ (Dombrowsky 2010, S. 58) erwachsen. Aus der spezifischen Sicht von Fachleuten wiederum ist eine Katastrophe etwas, was das eigene Ressort trifft, aber die Möglichkeiten und Kompetenzen übersteigt und Überforderung auslöst (vgl. Clausen 1994, S. 21). Hier kommen bspw. Verwaltungs- und Justizapparat an ihre Grenzen, weil die spezifische Situation den Normrahmen sprengt und keine angemessene, gerechte Reaktion vorsieht (vgl. Clausen 1994, S. 13). Clausen beschreibt diesen Zustand auch lebhaft als Zusammenbrechen des Prozesses bzw. als Versagen des Systems. Er sieht die Katastrophe als „Sonderfall extremen sozialen Wandels“ (Clausen 1994, S. 17) an.

Dass eine Katastrophe einen tiefen Einschnitt in die Lebenswelt bedeutet, lässt sich auch an ihrer historischen Einordnung erkennen. Sie wird als Unterbrechung im zeitlichen Verlauf empfunden, als ein Etwas, das ein „Vorher“ und ein „Nachher“ sowie einen Neuanfang in besagtem Nachher definiert (vgl. Dombrowsky 2010, S. 56).

Und dennoch, trotz dieser scheinbaren Naturgewalt, die so unweigerlich und unzweifelhaft Katastrophales auszulösen scheint, werden Katastrophen in der sozialwissenschaftlichen Forschung weithin als sozial konstruiert verstanden. Ganz im Sinne der Wissenssoziologie sieht auch die Katastrophensoziologie ihr eigenes Objekt als schwer zu fassenden Komplex von Sinnbezügen an, die stark vom jeweiligen Kontext und den wirkenden Wahrnehmungs- und Deutungsschemata abhängen (vgl. Voss 2005, S. 49). Dabei spielt es keine Rolle, ob es um einen menschlich intendierten Bombenanschlag oder um einen Vulkanausbruch geht, denn egal wie natürlich der Auslöser einer Katastrophe wirkt, schlussendlich geht es doch immer um die menschliche Interaktion mit dem, was Menschen für Natur bzw. für der Gesellschaft äußerlich halten. Der Blick der Forschung kann sich in diesem Verständnis niemals aus der Perspektive des Menschen herauslösen und hat dadurch immanente Einschränkungen.

Der Dambruch ist also nicht das Wirken einer autonomen Natur, die über den unbedarften Menschen hereinbricht (vgl. Dombrowsky 2010, S. 58; Clausen 1994, S. 15), sondern steht am Ende einer historisch weitreichenden und sozial bedingten Ereigniskette, die an vielen Stellen durch menschliches Zutun hätte unterbrochen werden können, um die finale Katastrophe zu verhindern (vgl. Dombrowsky 2010, 58f.). Eine Katastrophenbetrachtung im besten Sinne muss also eine (historische) Langzeitbetrachtung sein, die

ihren Blick auf nachhaltige Prävention ausrichtet (vgl. Voss 2005, S. 53).

3.2.2 Plötzlich kommt, was lange sich zusammenbraute: Rapidität

Wie kam es also dazu, dass der Damm in einem so verheerend schlechten Zustand war? War schlechte Wartung der Grund dafür oder lag von vornherein ein Konstruktionsfehler vor? Hat wirklich niemand kommen sehen, dass der Damm brechen würde? Wäre eine Evakuierung möglich gewesen? Und wieso hat es überhaupt so stark geregnet, dass der Damm unter den Wassermassen zusammengebrochen ist? Wer trägt die Schuld daran?

Das soziologische Prozessmodell FAKKEL von Clausen bietet einen historischen Erklärungsansatz zur Entstehung und Bewältigung von Katastrophen bzw. zum Scheitern von Gesellschaften an diesen extremen Krisenszenarien (vgl. Voss 2005, S. 60). Sein Modell unterscheidet sechs verschiedene Phasen des Zustandes einer Gesellschaft, die grundsätzlich querbeet aufeinander folgen können, zum Zwecke der Katastrophenerklärung allerdings in eine eskalativ „idealtypische“ Reihenfolge gebracht wurden: I Friedensstiftung, II Alltagsbildung, III Klassenformation, IV Katastropheneintritt, V Ende kollektiver Abwehrstrategien, VI Liquidation der Werte. Diese Phasen können sich mitunter über Jahrhunderte erstrecken und fließend ineinander übergehen (vgl. Clausen 1994, S. 26). Während die meisten dieser Phasen in Kapitel 3.4.1 erläutert werden, lohnt an dieser Stelle ein Blick auf die Phasen III und IV, da sich die Katastrophe hier konkret anbahnt bzw. eintritt. Die Klassenformation in Phase III lässt sich mit Clausen gewissermaßen als die Wurzel allen Übels verstehen. So sind Katastrophen in seinem Modell letztlich immer Konsequenzen dieser gesellschaftlichen „Zerrüttung“ (Clausen 1994, 32).

Die Klassenformation beginnt, wenn sich die Fachelite zu einer ineffektiven Fachklasse entwickelt, die ihre gesellschaftliche Bevorteilung ausnutzt, sich den Machteliten anbiedert und gegen kritische Lai:innen Front macht, anstatt ihrem ursprünglichen Sinn und Zweck der Bekämpfung gesellschaftlicher Problem(risiken) nachzukommen. Es folgen Spaltungen oder Reformen (vgl. Clausen 1994, 33f.). Die Lai:innen verlieren indes den Respekt vor der Fachklasse und aus ihrer Mitte „können sich radikalere Reserve-Eliten formieren, die den Anspruch erheben, die herrschende Fachklasse zu ersetzen“ (Clausen 1994, S. 35). Dies ist verbunden mit asketischer Boykottierung der aktuellen Fachklasse, sodass die Elite Nachwuchsprobleme bekommt. Diese immer deutlicher werdende Klassenformation rüttelt wiederum am Wertekonsens der Gesellschaft, auf dessen Basis der Frieden in Phase I ursprünglich gestiftet worden ist. Die Kommunikation

wird dysfunktional, Katastrophenwarnungen kommen nicht mehr durch und die Macht-klasse und Fachklasse stehen den sanktionsmittellosen Lai:innen frontal gegenüber (vgl. Clausen 1994, 35f.).

Es folgt der Katastropheneintritt in Phase IV, den Clausen als eine Mischung aus hochkochenden Risiken, Langzeitfolgen alter Probleme und Nebenfolgen alter Lösungen beschreibt. Tritt nun der Extremfall des Katastrophenszenarios ein, versagt die Fachklasse, die längst nicht mehr ihrem ursprünglichen, gesellschaftlich zugewiesenen Zweck nachkommt, und mit ihr die Warnsysteme. In der Folge schlägt die in der Kritik stehende Fachelite um sich und wilde Vorwürfe akkumulieren sich, bis schließlich alle alle beschuldigen. Jetzt verlieren die Lai:innen ihre Bewunderung für sämtliche Facheliten, auch für die heterodoxen aus ihren eigenen Reihen, erwarten aber gleichzeitig von den Machteliten, „daß sie ihre eigenen herkömmlichen institutionellen Schranken selber zerbrechen und eine erfolgreiche Notdiktatur aufrichten“, die von einem „Katastrophen-Sheriff“ (Clausen 1994, S. 38) geführt wird. Beim Anblick der rationalen Ordnung, die unter der Last der Katastrophe zusammenbricht, wird der Ruf nach einer charismatischen Führung laut. Diese können Personen oder Gruppen liefern, die als „Retter“ stilisiert werden, alternativ bspw. auch das Militär (vgl. Clausen 1994, 37ff.).

3.2.3 Wassergott, Flussgeister oder Blaulichtheld:innen: Ritualität und Charisma

Wenn die Welt von heute auf morgen unter Wasser gesetzt wird, verliert jede noch so traditionsunwobene Krone ihren Glanz und jedes Regelwerk wird als leblose Maschine (vgl. Weber 1966, S. 52) enttarnt. Es entsteht ein Vakuum, das möglichst schnell gefüllt werden möchte und deshalb Raum bietet für irrationale Elemente, die in der sonst so unbewegten Alltagswelt nicht Fuß fassen könnten. Die Kirche oben auf dem Hügel erscheint in all dem Elend einer Katastrophe wie eine langersehnte Zufluchtsstätte, der Hubschrauberpilot vom Roten Kreuz, der Wasser, Nahrung und Medikamente bringt, wie ein heldenhafter Übermensch und das Überleben Angehöriger trotz widrigster Umstände wie das mysteriöse Werk gutgesinnter Geister.

Auf der Suche nach Gründen für das schier Unerklärliche haben bspw. Religion, Aberglaube und Esoterik leichteres Spiel als sonst, wobei Clausen zwar auch säkulare Formen von Ritualisierung für möglich hält, ihnen aber ein geringeres Potenzial zuspricht, sich dem übermächtigen „Fühlen“ hinreichend annehmen zu können (vgl. Clausen 1994, 22f.).

Das Konzept der Ritualität nach Clausen ist eng mit dem des Charismas nach Weber verbunden. Beide Mechanismen der sozialen Ordnung entfalten ihre Wirkung über Magie und setzen damit der Rationalität des Alltags etwas entgegen, wenn diese zu wackeln droht. Ob Wassergott, Flussgeister oder Blaulichtheld:innen – die soziale Wirklichkeit bietet im Kontext von Katastrophen besonders viel Raum für neue Typisierungen und Objektivationen, die mit den bisher gekannten rationalen Deutungsschemata brechen und sie durch etwas emotional Bedeutsameres ersetzen.

„Materiale Wertgesichtspunkte“ (Seyfarth 1979, S. 167) erhalten die Macht, Rationalität zu überlagern, wenn Außeralltäglichkeiten dominieren. Diese zeichnen sich durch eine „Radikale Distanzierung vom Alltag“, vom „Natürlichen“ oder von der „Welt“ (Seyfarth 1979, S. 160) aus. Dabei kann es sich um Krisen wie Naturkatastrophen oder Kriege handeln, aber auch generell um das Auftauchen einer:eines charismatischen Führer:in (ggf. in demokratischer Manier) sowie die Sehnsucht nach transzendenten Erlebnissen (vgl. Seyfarth 1979, S. 167). Das hier florierende Charisma steht außerhalb von alltäglichen Verpflichtungen, bspw. wirtschaftlicher und familiärer Erwartungen, aber auch außerhalb ihrer Belohnungsstrukturen (bspw. Gehalt oder Zuwendung) (vgl. Seyfarth 1979, 162f.).

Charismatische Herrschaft ist eng verknüpft mit Zuschreibungen von Heiligkeit oder Heldentum, denen gegenüber untertänige Hingabe und Aufopferung geboten scheinen. Die charismatischen Führer:innen sind hierbei allerdings weniger die Träger:innen des Charismas als dessen Projektionsfläche. In charismatischen Bewegungen innerhalb einer Gesellschaft drückt sich der Wunsch danach aus, die Ansprüche und Grenzen des Alltags zu überwinden. Führungsfiguren dienen hierbei gewissermaßen als Vorbild und als lebender Beweis dafür, dass Menschen über ihre Grenzen hinauswachsen und Großes bewirken können (vgl. Seyfarth 1979, 159f.). Held:innen sind diejenigen, die es vermeintlich schaffen, den Alltagshabitus abzulegen und gottesgleich zu werden. Sie erscheinen als losgelöst von ihren profanen körperlichen Bedürfnissen (vgl. Seyfarth 1979, 163f.) und weisen auf größere Ideale oder transzendente Wahrheiten hin. Auch wenn es oftmals andersherum erscheint, ist es also tatsächlich eher die charismatische Bewegung, die die:den Führer:in trägt und dabei gar nicht zwingend auf ihn angewiesen ist, aber durchaus von ihm profitieren kann.

Katastrophen wiederum lassen sich als Kontexte begreifen, die großes Charisma-Potenzial bergen. Die Situation ist gewissermaßen „heilig“, denn sie übersteigt ohne jeden Hauch des Zweifels alle anderen Prioritäten. In der Folge werden Kräfte mobilisiert, die vielfach durch Aktionismus und emotionale Fokussierung geprägt sind und sich dagegen wehren, in regelgeleitete Bahnen gelenkt zu werden – sofern es diese Regeln denn überhaupt gibt und Instanzen vorhanden sind, die deren Umsetzung ermöglichen und einfordern. Kurz: Es wird nicht lange überlegt, sondern einfach gemacht. Die Betroffenen werden über alle Differenzen hinweg vereint und zu beherztem gemeinsamen Handeln inspiriert. Für charismatisch angestoßene Veränderungen führt also kein Weg an der Gesinnung der Betroffenen bzw. Beherrschten vorbei (vgl. Seyfarth 1979, S. 165–168) und letztendlich gilt, was bereits Émile Durkheim wusste: religiöse Erfahrungen entspringen nicht aus einer außermenschlichen Kraft, sondern aus dem Zusammenwirken und Zusammenschwingen in sozialer Verbundenheit. Objekt religiöser Verehrung ist oberflächlich Gott, unter der Oberfläche aber die Gesellschaft (vgl. Durkheim 2019 [1977], 149ff.).

3.3 Den Wasserfall hinab und zurück auf die Spur: Stabilitätsverlust der subjektiven Wirklichkeit und dessen Bewältigung

3.3.1 Freier Fall und Aufprall: Alltagsbruch in der Lebensführung

Für die Kanutin ist eine Katastrophe wie ein Wasserfall,¹³ den man vom kleinen Kanu aus nicht kommen sieht und der sich höchstens durch das Getöse der aufprallenden Wassermassen erahnen lässt. Dessen Klang wissen aber nur die wenigstens richtig einzuordnen, weil sie trotz jahrzehntelanger Paddelerfahrung noch nie zuvor auf einen Wasserfall gestoßen sind. Denn Wasserfälle haben in unserer rationalisierten Landschaft eigentlich keinen Platz mehr, die meisten wurden abgeflacht oder durch Schleusen bewältigt. Ein plötzlich auftauchender Wasserfall, vor dem niemand gewarnt hat und vor dem man nicht automatisch auf sicherere Wege umgeleitet wurde, ergibt vor diesem Hintergrund einfach keinen Sinn. Er stellt einen völligen Bruch mit unseren Erwartungen und eine komplette Überforderung unseres Handlungsrepertoires dar.

Die Lebensführungsforschung kennt für solche Ereignisse den Begriff des Alltagsbruchs bzw. Alltagsumbruchs. Laut Niemand sind Alltagsbrüche geprägt von hoher Un-

¹³ Auch hier wird die offensichtlichere und kohärentere Metaphorik des Treibens in einer reißenden Flut bewusst umgangen, um allzu wahrscheinliche Trigger zu umgehen.

sicherheit und erhöhter Anstrengung zur Aufrechterhaltung bzw. Adaption der Alltagsorganisation, da durch sie der Alltag in seiner bisherigen Form unmöglich wird. Damit gehen aber auch Chancen zur Veränderung und zur Selbstentfaltung einher. Außerdem zeichnen sie sich durch eine hohe Erfahrungsintensität aus, wodurch sie einen großen Stellenwert als Marker der eigenen Biographie erreichen können. Über diese Minimaldefinition hinaus gibt es keine einheitliche Konzeption, da die individuelle Rezeption und Verarbeitung des formal gleichen Ereignisses sehr unterschiedlich ausfallen können und sich kaum allgemeine Merkmale ableiten lassen. Um zu verstehen, wann ein Umbruch stattfindet, ist ein ganzheitlicher Blick auf den Kontext und die subjektive Wahrnehmung notwendig (vgl. Niemand 2020, 49ff.).

Aus der Erforschung sozialer Transitionsprozesse, bspw. bei Verlust- oder Übergangserfahrungen, die ein ganz ähnliches Phänomen beschreiben, lassen sich weitere Charakteristika heranziehen. So wird unter einer Transition eine Phase im Lebenslauf verstanden, die sich durch hohe Verdichtung und Beschleunigung auszeichnet, analog zu Clausens Konzepten der Radikalität und Rapidität bei krassem sozialen Wandel. Das Handeln während dieser Phase ist von der Diskrepanz der vergangenen Lebenssituation zur aktuellen geprägt (vgl. Niemand 2020, 58ff.). Entsprechend werden Transitionen stark als problematischer Gegenstand von Bewältigungsprozessen betrachtet, individueller wie gesellschaftlicher Art (vgl. Niemand 2020, S. 63). Aus ihnen können aber auch „Korrekturen von Relevanzlinien und die Entstehung neuer Daseinsthematiken“ (Niemand 2020, S. 59) hervorgehen.

Allerdings sind Veränderungen der Lebensführung nur aus dem Rahmen der bisherigen Lebensführung heraus möglich, da das bestehende Regelsystem auch in Veränderungsprozessen zumindest in Bezug auf einige ihrer Bestandteile (oder zumindest hintergründige Prinzipien und Herangehensweisen) erhalten bleibt (vgl. Jochum et al. 2020, S. 22). Diese Eigenlogik der alltäglichen Lebensführung ist verwurzelt im bereits Vorhandenen und besitzt eine gewisse Trägheit, die Wandel ausbremst. Wehrich bezeichnet sie daher auch als „ein Korrektiv für die zukunftsfixierten Entscheidungstheorien“ (Wehrich 2018, S. 520), Jochum et al. sprechen von „Kontinuierungseffekte[n]“ (Jochum et al. 2020, S. 20), die zwar Sicherheit bieten, aber durchaus auch nötige und gewollte Veränderung hemmen können.

Krisen bieten also große Chancen bzw. große Risiken zur Neuausrichtung, erzeugen

gleichzeitig aber auch eine Sogwirkung hin zu Altvertrautem, allem, was ein wenig Sicherheit in der sich zu schnell verändernden Welt bieten kann. In beiden Fällen, Restauration oder Reformation, stellt der Wiederaufbau des Alltags im Angesicht hoher Diskontinuität durch ein einschneidendes biographisches Ereignis eine nicht zu unterschätzende Herausforderung dar (vgl. Weihrich 2018, S. 522). Häufig ist eine Transformation von „Orientierungen, Alltagskompetenzen und Alltagsroutinen“ zwingend erforderlich, um die Kontinuität der Lebensführung aufrechtzuerhalten (vgl. Kudera 2000, S. 197). Im Extremfall kann ein Alltagsbruch die Existenz eines Alltags überhaupt und damit die Voraussetzung für die alltägliche Lebensführung in Frage stellen, wenn Beständigkeit und Regelmäßigkeit in der sozialen Umwelt des Individuums weitgehend fehlen (vgl. Jochum et al. 2020, S. 22).

3.3.2 Orientierungsverlust im Chaos der Nebelschwaden: Grenzsituationen, Wirklichkeitskrisen und Scheitern der alltäglichen Lebensführung

Unsere Kanufahrerin überlebt den schockartigen Sturz am Wasserfall zwar, verliert beim Aufprall aufs Wasser aber ihr Boot und ihre Vorräte. Die Nebelschwaden, die sich um den Wasserfall herum ausbreiten, versperren ihr die Sicht. Mühsam hält sie sich über Wasser und sucht nach etwas, das ihr Orientierung geben kann, findet im Nebel jedoch genau das Gegenteil. Sie ist von Grenzsituationen umzingelt, in deren Dickicht jeder Anflug von Normalität meilenweit entfernt erscheint. Manchmal meint sie, ihr Boot hinter dem Nebel zu erahnen, doch dann zieht eine dichte Wolke auf und raubt ihr erneut die Orientierung.

Bei Grenzsituationen handelt es sich nach Berger/Luckmann um die „*Nachtseite*“ des menschlichen Lebens, die im Kontrast zum routinierten Dasein steht und „unheimlich an den Rändern des Bewußtseins lauert“ (Berger und Luckmann 1972, S. 105). Sie stellen große Transzendenzen dar, die bspw. durch Träume, Psychopharmaka oder Erfahrungen nah am Tod hervorgerufen werden können. Kleinere und mittlere Transzendenzen bestehen bspw. bei der Überbrückung von Raum und Zeit oder im menschlichen Miteinander und sind ein gewohnter Bestandteil der Alltagswelt (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], 597f.). Die Erfahrung großer Transzendenzen hingegen zeichnet sich durch das Verlassen des Alltags und der natürlichen Einstellung aus. Dies kann ganz bewusst hervorgerufen werden, bspw. beim Genuss von Rauschmitteln, oder auch ungewollt über den Betreffenden hereinbrechen (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 622).

Grenzsituationen verweisen also durch ihren transzendenten Charakter auf Wirklichkeitsbereiche außerhalb der stabilen Alltagswelt. Jene Alltagswelt sei, so Berger/Luckmann, grundsätzlich als die höchste einer Vielzahl von Wirklichkeiten zu betrachten, da sie die stärksten Bewusstseinsaktivitäten hervorruft. Je weiter bestimmte Bereiche der Wirklichkeit räumlich und zeitlich von jemandem entfernt sind, desto weniger interessant und drängend erscheinen sie (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 24). Eine Interpretation der „niedrigeren“ Wirklichkeiten als „unwirklich“ lässt sich allerdings nur durch die kulturspezifische Absolutsetzung der Alltagswelt erklären:

„Der Wirklichkeitsakzent des täglichen Lebens hat nun gewiß bei hellem Tag und unter normalen, gesicherten Umständen immer den praktischen Vorrang. Aber nur, wenn dieser Wirklichkeitsakzent von der Wirklichkeitstheorie, die den Wirklichkeitsanspruch anderer Sinnbereiche blind verneint, absolut gesetzt wird, erscheint der Traum (und erscheinen andere, nicht-alltägliche Sinnbereiche) als unwirklich (außer vielleicht in einem rein ‚psychologischen‘ Sinn, als Schein und Trug).“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 618)

Grenzerfahrungen, die den Tod anderer oder den eigenen antizipierten Tod betreffen, werden von den Autoren als Grenzsituationen „par excellence“ beschrieben, obwohl diese nicht so offensichtlich von einer anderen Erlebnisqualität geprägt sind wie Träume oder Rauscherlebnisse. Tatsächlich gefährdet der Tod gerade wegen dieser unklaren Abgrenzung zur Alltagswelt unseren festen Stand in ihr und lässt sich in seiner Relevanz nicht durch schlichtes Aufwachen wegwischen. Entsprechend müssen symbolische Sinnwelten starke Legitimationen für den Tod bereithalten, damit er keine Bedrohung des Alltags darstellen kann (vgl. Berger und Luckmann 1972, S. 108).

Kulturen unterscheiden sich stark hinsichtlich der „Sichtbarkeit des Todes und [der] Verfügbarkeit des Wissens zur Krisenbewältigung und Tröstung in nicht zu bewältigenden Krisen“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 630) sowie in Bezug auf Anlässe und Erscheinungsformen von Krisen, bspw. in Form von Regelungen, Normen, Sanktionszusammenhängen und dem Heraufbeschwören bzw. Abwehren von Naturkatastrophen und Ähnlichem. Clausen betont, dass es keinesfalls natürlich ist, dass der Tod so stark an den Rand des Normalen und damit ins Unsichtbare gedrängt wird, wie es aktuell in der westlich-modernen Kultur der Fall ist (vgl. Clausen 1994, 25f.). Mit Berger/Luckmann gesprochen, scheinen den kulturell vorherrschenden symbolischen Sinnwelten ausreichend starke Routinen, Typisierungen, Institutionen und Legitimationen für den Tod zu fehlen, um ihn in der Mitte der Gesellschaft und im Zusammenspiel mit der Alltagswelt tolerieren

zu können.

In der Folge können Extremereignisse wie Katastrophen zu sogenannten Wirklichkeitskrisen bzw. schweren Alltagskrisen führen, da in diesem Fall die Plausibilitätsstrukturen der Alltagswelt zu schwach sind, um Zweifel an der Wirklichkeit abwenden zu können (vgl. Berger und Luckmann 1972, 166f.). Analog zu Clausen sprechen Schütz und Luckmann davon, dass der Alltag durch den „Zusammenbruch gewohnter Ordnungen“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 592) an seine Grenzen stößt. Dessen Relevanzsysteme, die zuvor das alltägliche Handeln ganz selbstverständlich steuerten, werden plötzlich hinterfragt (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], 623f.). Relevant ist im Angesicht der als lebensbedrohlich empfundenen Wirklichkeitskrise nur noch das, was zur Bewältigung beitragen kann. Erst wenn sich das Gefühl einstellt, dass die Gefahr vorübergezogen ist, gewinnt die normale Alltagswelt wieder an Bedeutung (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 624). In einer akuten Krisensituation, in der eine übermäßige Präsenz von Grenzerfahrungen mit Todesbezug herrscht, können unzureichende Legitimationen des Todes zur Schwachstelle werden und die Stabilität der Alltagswelt und damit der alltäglichen Lebensführung in besonderem Maße gefährden.

Der Orientierungsverlust kann so schlimm sein, dass die Kanufahrerin in ihrer (realen oder metaphorischen) Sterbensangst „außer sich geraten kann und sich entweder in Ekstase stürzt oder in einem halbawachen Zustand erstarrt“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 628). Was hier so knapp und technisch klingt, kann für die Kanufahrerin sehr viel Leid und Verlust bedeuten. Wenn sie keinen Weg aus dem Getöse und den Nebelschwaden des Wasserfalls herausfindet, muss sie das stetige Hämmern des Wasserfalls wehrlos über sich ergehen lassen, tagein tagaus damit beschäftigt, sich geradeso über Wasser zu halten, ohne je weiterzukommen. Sie erlebt sich als orientierungslos und handlungsunfähig und ein verheerendes Gefühl der Ohnmacht stellt sich ein.

Da das Aufrechterhalten des Gesamtarrangements der Lebensführung in Krisen sehr anspruchsvoll ist, wird ein solches Scheitern in der Theorie durchaus als Möglichkeit beschrieben und mit Burnout und anderen psychischen Symptomatiken und Erkrankungen in Verbindung gebracht (vgl. Wehrich 2018, S. 518). Werner Kudara beschreibt die Folgen fehlenden Erfolges bei der Herstellung von Kontinuität und Berechenbarkeit als „Desintegration und Kollaps auf der Ebene individuellen Handelns“ (Kudara 2000, S. 196).

3.3.3 *Altes Boot auf neuem Kurs: Balance aus Anpassung und Kontinuität*

Wenn unsere Kanutin es schafft, ihr Boot wiederzufinden und sich vorm Ertrinken zu retten, liegt die große Herausforderung vor ihr, einen neuen Kurs einzuschlagen, obwohl sie aufgrund der schlechten Sichtverhältnisse nicht sicher sein kann, dass es der richtige ist.

Wissenssoziologisch gesehen geht in Krisenzeiten die natürliche Einstellung über in eine theoretische Einstellung, bzw. eine vor-/halbtheoretische Einstellung. Hier kommen grundlegende und potenziell erschütternde Fragen an sich selbst und an die Welt auf, die dabei helfen, die Fundamentalangst um den eigenen Tod auszublenden und ihn stattdessen distanziert zu betrachten. Man ist bereit, jeden Teil der Alltagswirklichkeit in Frage zu stellen, knüpft dabei jedoch an bestehende theoretische Wissensbestände an. Diese Wissensbestände können sich aus eigenen Erfahrungen in Bezug auf Transzendenzen speisen, aber auch aus den Deutungen, die der gesellschaftliche Wissensvorrat bereitstellt und die im Angesicht der Extremsituation einen (ungeahnt) hohen Glaubwürdigkeitsgrad erlangen. Diese Form der Bewältigung funktioniert also über eine distanzierte Betrachtung und Umdeutung der Alltagswirklichkeit, damit sie besser mit dem Erlebten zusammenpasst und so eine Kongruenz von Gedächtnisinhalten und theoretischem Weltbild ermöglicht (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], 631f.).

Da extrem unterschiedliche objektive Wirklichkeiten mit je eigenen Plausibilitätsstrukturen und Konversationsmaschinen möglich sind, kann eine Wirklichkeitskrise gewissermaßen zu einer Neuausrichtung auf eine oder mehrere andere objektive Wirklichkeiten führen. Für die subjektive Wirklichkeit der Person bedeutet dies eine teilweise oder auch totale Verwandlung (vgl. Berger und Luckmann 1972, 167ff.). Eine solche Verwandlung stellt eine Bruchstelle in der subjektiven Biographie dar, durch die nicht nur die Zukunft neu ausgerichtet, sondern auch die Vergangenheit in der „alten Welt“ neu interpretiert wird. Die Tendenz zum Rückfall in diese „alte Welt“ ist allerdings recht hoch (vgl. Berger und Luckmann 1972, 170f.).

Ein gutes empirisches Beispiel für einen kollektiven Transitionsprozess in der neueren deutschen Geschichte stellt die Wiedervereinigung dar. Kudara beschreibt in seiner Studie die Lebenssituation von Bewohner:innen der Neuen Bundesländer wenige Jahre nach der Wiedervereinigung und die Bedeutung der alltäglichen Lebensführung in diesem Kontext.

Er identifiziert bei seinen ca. hundert Interviewpartner:innen zwei typische Bewältigungsstrategien: Abwarten oder Neuanfangen (vgl. Kudera 2000, S. 184).

Abwarten geht mit einer privatistischen Lebensführung einher, die unpolitisch ist und einen begrenzten Erwartungshorizont hat. Damit verbunden ist ein vager Zweckoptimismus, der es vermeidet, einen allzu genauen Blick auf Problembereiche zu richten. Diese Bewältigungsstrategie setzt allerdings ein hohes Maß an Kontinuität im unmittelbar alltäglichen Kontext voraus (vgl. Kudera 2000, 185ff.) und dürfte daher für die Menschen im Ahrtal unmittelbar nach Katastropheneintritt kaum möglich sein, da sie dessen Auswirkungen im Alltag stark zu spüren bekommen. Relevanter könnte das jedoch werden, wenn erste Provisorien und Übergangslösungen geschaffen sind, bspw. die Unterbringung in einem Tiny House, und die tatsächliche Restauration der Ausgangslage auf sich warten lässt.

Neuanfangen ist in Kuderas Studie gekennzeichnet von ehrgeiziger Erfolgsorientierung, strategischer Haltung, Bereitschaft zu biographischer Flexibilität und einem intellektuellen Anspruch. Kontinuität entsteht hier durch eine Verankerung des Selbst in der Anpassungsfähigkeit, sodass man viele Aspekte der Lebensführung verändern und dabei trotzdem die eigene Identität beibehalten kann (vgl. Kudera 2000, 191ff.). Kudera bezeichnet dies treffend als „das Modell Chamäleon: das Alte im neuen Gewande“ (Kudera 2000, 196).

In beiden Fällen scheint im Angesicht einer Krise, die die eigene Biographie bedroht, eine geregelte Lebensführung Stabilität bieten und die biographische Krise abwenden zu können, auch wenn die Ausformung dieser Stabilität unterschiedlich konkret oder abstrakt sein kann (vgl. Kudera 2000, S. 182). So beobachtet er im Fallbeispiel von Herrn P eine gleich dreifache Herstellung von Kontinuität: im Denken in Bezug auf Ursachen- und Wirkungszusammenhänge, in der Biographie in Bezug auf persönliche Werte und Zielorientierungen und alltagspraktisch über die Lebensführung (vgl. Kudera 2000, S. 190). Die Fragen an das empirische Material, die sich daraus ableiten, lauten: a) funktioniert die Welt noch so wie ich dachte, b) bin ich noch die gleiche Person wie vorher und c) kann ich weiterhin so handeln wie bisher? Sollten diese Fragen nicht problemlos bejaht werden können, wären aus theoretischer Sicht Umdeutungen der Alltagswirklichkeit angezeigt, um als Ersatz zu Stabilität immerhin Kongruenz zu erreichen.

Neben diesen Formen der Normalisierung identifiziert Kudera noch eine zweite Facette der Bewältigung, nämlich das Gerechtigkeitsgefühl, wobei erstere eher als individuelle Leistung betrachtet wird und letzteres eher als Produkt gesellschaftlicher Zusammenhänge (vgl. Kudera 2000, S. 167). So ergibt sich für Personen aus Ostdeutschland laut Kudera ein vielfältiges Krisenbild, bestehend aus: „Krisen der Biographiekonstruktion und Identität, Krisen der bisher geltenden Orientierungen und Selbstverständlichkeiten, Krisen der bisher funktionalen Alltagskompetenzen und Alltagspraktiken, Krisen schließlich in der Verfügung über Ressourcen“ (Kudera 2000, S. 176). Zudem beobachtet er bei seinen Studienteilnehmer:innen die Angst, als Bürger:innen zweiter Klasse abgehängt zu werden, die eine Polarisierung der Reaktionsweisen hervorruft:

„Affektiv schwankend zwischen Zweckoptimismus und Depression, zwischen Trotz und Aggression. Kognitiv umherirrend zwischen Desorientierung, Verdrängung, Normalisierung und Überidentifikation mit westlichen Normen und Werten. Schließlich strategisch mäandrierend zwischen Abwarten und forcierter Geschäftigkeit.“ (Kudera 2000, 171f.)

3.4 Der Pegel sinkt: Bewältigung des objektiven Stabilitätsverlustes

3.4.1 Wasser ableiten... oder doch lieber Säure hineinkippen? Sechs gesellschaftliche Lösungen nach Clausen

Während die Kanutin sich von ihrem Sturz am Wasserfall erholen muss, steht die Gesellschaft nicht nur vor der unmittelbaren Aufgabe, Betroffene materiell und psychisch zu unterstützen, sondern auch vor zahlreichen mittel- und langfristigen Herausforderungen, u.a. der Wiederherstellung zerstörter Infrastruktur, der Prävention zukünftiger vergleichbarer Katastrophen und der gerechten Verteilung von gesellschaftlichen Folgekosten.

Für Clausen, der idealtypisch fünf verschiedene Lösungen unterscheidet, stellt die charismatische Lösung den Bestfall dar. Bei ihr können die herrschenden Macht- und Fachebenen die Katastrophe gut lösen und führen die Gesellschaft direkt von Stadium IV Katastropheneintritt zu Stadium I Frieden. In diesem Zustand herrschen gerechte Verhältnisse, die Kosten der Katastrophe sind fair verteilt und die zentralen Figuren der Bewältigung ernten Ruhm und Ehre für ihr Handeln, das von ihnen selbst wiederum als selbstverständliche Pflichterfüllung angesehen wird (vgl. Clausen 1994, S. 39). Das Problem wird so adäquat bewältigt, dass man sich guten Gewissens wieder anderen Dingen zuwenden kann. Die Bezeichnung als charismatisch ist nicht nur ein Hinweis auf die geradezu übernatürliche Qualität einer solchen „zivilisatorische[n] Glanzleistung“, die der „Utopie der Leistungsgesellschaft“ (Clausen 1994, S. 29) entspricht, sondern auch ein Hinweis auf

die Kurzlebigkeit des gestifteten Friedens, dessen Erfolge schnell wieder in Prozesse der Alltagsbildung münden (vgl. Clausen 1994, 27ff.).

Wahrscheinlicher ist aber, dass sich auch bei einer relativ erfolgreichen Reaktion durch die Machtelite eine neue „Ersatz-Fachelite“ bildet, die die alte (in Teilen) ablöst und übertrumpft. Die Folge wäre keine Friedenstiftung, sondern eher ein direkter Übergang zu Stadium II Alltagsbildung oder Stadium III Klassenformation (vgl. Clausen 1994, S. 40). Hier gilt das Problem offiziell als bewältigt, aber ein Teil der Gesellschaft muss übermäßige Kosten der Bewältigung tragen (vgl. Clausen 1994, 24f.). Damit ist zwar weitgehende Funktionalität erreicht, aber die Realisierung einiger zentraler Werte misslingt.

Den speziellen Weg zu Stadium II Alltagsbildung bezeichnet Clausen als reformierende Lösung. Hier wirkt eine kritische neue Fachelite positiv auf die Situation ein und ermöglicht eine zeitweise Verhinderung von Katastrophen (vgl. Clausen 1994, S. 33). Im Laufe der Zeit rücken die Katastrophe und die daraus neu entstandenen Werte aber wieder aus dem Fokus, was eine nicht intendierte restaurative Traditionalisierung nach sich ziehen kann. Das nötige Wissen und Werkzeug zur Bewältigung einer erneuten Katastrophe geht verloren, die Facheliten verlieren an Wachsamkeit und ordnen sich vermehrt den Machteliten unter und so können sich unbemerkt neue Risiken entwickeln (vgl. Clausen 1994, 29ff.).

In der Folge werden die Kosten der Katastrophenbewältigung ungerecht verteilt, zahlreiche Folgeprobleme tauchen auf und erste Randgruppen driften ab. Diese gefährden das System zunächst nicht in seiner Stabilität, da ihre Probleme gar nicht recht wahrgenommen werden und ihre Unzufriedenheit und Kritik lediglich in der eigenen Gruppe zirkulieren. Wenn diese Randgruppen jedoch aus ihrer Marginalisierung herauswachsen und gesamtgesellschaftlich sichtbar werden, kann die Alltagsbildung in Stadium III Klassenformation übergehen. Laut Clausen ist auch eine dynamische Oszillation zwischen Alltagsbildung und Klassenformation denkbar (vgl. Clausen 1994, 31ff.).

Der direkte Weg zurück zur ursächlichen Klassenformation (siehe 3.2.2) besteht in der restaurativen Lösung, bei der die herrschenden Eliten zwar eine unbürokratische „Schnell-Verwaltung des Unglücks“ (Clausen 1994, S. 40) ermöglichen, aber zu wenige Lehren aus der Katastrophe ziehen und keine echte neue Fachelite entsteht. In diesem Stadium droht direkt wieder ein neuerlicher Katastropheneintritt.

Den antagonistischen Lösungsweg beschreibt Clausen als Übergang zu Stadium V Abkehr von kollektiven Abwehrstrategien, bspw. durch einen diktatorischen Staatsstreich (vgl. Clausen 1994, S. 39). In diesem Stadium scheitern zahlreiche gesellschaftliche Normen, Werte und Erwartungszusammenhänge und die Lage ist gezeichnet von Überwältigungs- und Schockzuständen sowie einem Kampf aller gegen alle. Häufig folgen helfende oder invasorische Interventionen von außen, also aus umliegenden Staaten oder Regionen (vgl. Clausen 1994, 41ff.).

Spätestens jetzt wird klar, dass Clausens Modell eher für Katastrophen auf nationaler Ebene gedacht ist. Angewandt auf die Situation im Ahrtal könnte sich dieser Lösungsweg in kleineren Ausformungen zeigen, bspw. als apathische Untätigkeit der kommunalen Exekutivinstanzen (wo war der Landrat?), als Verantwortungsdiffusion der verschiedenen intervenierenden Kräfte (u.a. Bundeswehr, Landespolizei, örtliche Feuerwehr) und großer Versorgungsunsicherheit (wird es staatliche Hilfsfonds geben?). Ein Kampf aller gegen alle bedeutet nicht unbedingt Straßenschlachten, sondern könnte bereits in einer Gemeinderatsdebatte gesehen werden, bei der jeder auf Gedeih und Verderben das eigene Anliegen durchdrücken möchte.

Noch schlimmer ist nur noch die suizidale Lösung, die normativ eher als Scheitern denn als Lösung zu bezeichnen wäre. Bei ihr forciert die herrschende Machtelite den Übergang zu Stadium VI Liquidation der Werte, um den eigenen Misserfolg zu verschleiern. Dieses Stadium kann sich nun tatsächlich zu einem Extrembild des Elends und der Anarchie auswachsen, es kann aber auch zu einer Art Katastrophen-Pragmatismus führen, der letztlich doch noch den Aufbau von eigenständiger Bewältigung und damit den Übergang zu anderen Stadien erlaubt (vgl. Clausen 1994, 39; 45f.). Dies könnte sich im Ahrtal in einer reihenweisen Amtsniederlegung bzw. Dienstquittierung zeigen, die öffentliche Institutionen so sehr lahmlegt, dass sie nicht nur die Katastrophenfolgen außer Acht lassen, sondern auch 0815-Abläufe nicht mehr regeln können. Wird auf diese Weise die Polizei handlungsunfähig, könnten einerseits massive Plünderungen folgen, andererseits aber auch Bürgerwehren und Nachbarschaftswachen florieren, die schnell wieder die gewohnte Ordnung herstellen.

Im wohl typischsten Fall hierzulande führt die gesellschaftliche Problembewältigung allerdings zu den gewohnten Zuständen der Alltagsbildung oder Klassenformation zurück.

Hierbei können das Ausmaß erfolgreicher Teilproblemlösungen, die Atmosphäre öffentlicher Diskurse und gesellschaftliche Konfliktlinien zwar stark variieren, es finden aber stets zahlreiche, wenn auch unscheinbare Prozesse der Veralltäglicung statt.

3.4.2 Irgendwann versickert jede noch so große Wassermenge: Ungesteuerte Prozesse der Veralltäglicung

Der Alltag greift überraschend schnell, sobald kein immanent aktivierender Handlungsdruck in Form von akuter Lebensgefahr, drohender Schimmelbildung o.Ä. mehr besteht und die gesellschaftlichen Lösungsstrategien genügend äußere Stabilität dafür herstellen. Kaum ist Zeit zum Durchschnaufen, gewinnen all die routinierten Anforderungen des Alltagslebens an Bedeutung zurück: die Versicherung möchte eine detaillierte Schadensauflistung haben, der Jahresurlaub auf der Arbeitsstelle ist aufgebraucht und der beste Freund ist allmählich dann doch beleidigt, dass man immer noch nicht mit Geschenken unter dem Arm vorbeigekommen ist, um den frischgeborenen Nachwuchs zu begrüßen.

Außeralltägliches und charismatische Reaktionen darauf (siehe 3.2.3) werden im Laufe der Zeit unweigerlich in einen routinierten Alltag eingewoben und dabei in ihrer Bedeutung abgestumpft. Eine kurze Halbwertszeit liegt gewissermaßen in der Natur des Charismas, das als Gegenkraft zur Ordnung verstanden und nur unter hohem Energieaufwand aufrechterhalten werden kann (vgl. Breuer 1994, S. 189). Als Ursache hierfür fügt Seyfarth an, dass „Probleme der Verwaltung und Interessen der Verwaltenden [...] stets treibende Motive der Veralltäglicung von Charisma [sind]“ (Seyfarth 1979, S. 162). Doch auch die zahlreichen eingangs geschilderten sozialen Erwartungszusammenhängen im Leben der:des Einzelnen dürften ihren Teil zur Veralltäglicung der objektiven Wirklichkeit beitragen. Ein eindrückliches Beispiel ist auch hier Kuderas Studie zur deutschen Wiedervereinigung, in der er schildert, wie bereits vier Jahre später dieses durchaus weltbewegende Ereignis zur „Normalität“ geworden war und längst der Übergang zur Tagesordnung stattgefunden hatte (vgl. Kudera 2000, 166f.).

Mit Weber kann diese Sogwirkung zurück in die gewohnten Bahnen des Alltagslebens vor der Katastrophe als „Veralltäglicungsdruck“ bezeichnet werden. Laut Seyfarths Weber-Rezeption konstituieren sich Lebenswelten aus „Alltagsformen des sozialen Handelns“ sowie der Veralltäglicung von Außeralltäglichem. Der Prozess der Veralltäglicung von bspw. religiösen Ideen geht mit einer „Rationalisierung des sozialen Handelns“ sowie Traditionalisierung einher, sodass die (kriseninduzierte) charismatische

Herrschaft übergeht in eine stabilere traditionale oder rational-legale Herrschaft, die auch als Alltagsherrschaft bezeichnet wird (vgl. Seyfarth 1979, S. 156).

Je stabiler die Alltagswelt wird, umso mehr Druck entsteht, das momenthafte, fragile Charisma zu veralltäglichen, sodass es zumindest in veränderter Form fortexistieren kann, nach Weber bspw. als charismatische Prägung des Herrschaftssystems, wobei sich das anfänglich personengebundene Charisma (hier bspw. des Katastrophensheriffs) in Form von Amts- oder Erbcharisma verstetigen kann (vgl. Seyfarth 1979, S. 160). Stefan Breuer hingegen hält eine echte Verstetigung von Charisma höchstens an den „Rändern der Gesellschaft, in der Bohème oder in esoterischen Zirkeln“ für möglich (vgl. Breuer 1994, S. 189). Mit Berger/Luckmann würde man hier von Subsinnwelten oder Sinnprovinzen sprechen (siehe 3.4.3).

Letztlich schwindet also die hoch emotionale, mitreißende Qualität der charismatischen Katastrophenbewältigung und damit auch ihr reformatorisches Potenzial. Die Welt nimmt überraschend schnell wieder ihren gewohnten Lauf und so versickern die charismatischen Elemente der Katastrophe allmählich im Ökosystem der Alltagswelt, bis an der Oberfläche nicht mehr viel davon zu sehen ist.

3.4.3 Im Grundwasser wird gespeichert, was verloren scheint: Subsinnwelten und Sinnprovinzen

Doch aus den Augen ist nicht aus der Lebenswelt. Regen, der versickert, vermischt sich mit dem Grundwasser und bleibt im System erhalten. Die Lebenswelt hält verschiedene unterirdische Speicher bereit, in denen die Essenz der Katastrophe und des damit einhergehenden Charismas erhalten bleibt. Seien es Subsinnwelten, in denen sich Expert:innen fortwährend mit der Thematik beschäftigen, während die breite Öffentlichkeit längst zu anderen Themen übergegangen ist, oder Sinnprovinzen, in denen betroffene Menschen tagsüber ihre Fluterlebnisse auf einer Theaterbühne künstlerisch darstellen oder sie nachts in ihren Alpträumen erneut durchleben.

Grundsätzlich werden Erlebnisse in der Flutnacht im Nachhinein sinnhaft interpretiert und als Erfahrungen in den individuellen oder kollektiven Wissensvorrat eingeordnet (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], S. 44). Diese Erfahrungen wiederum können zu Erinnerungen gerinnen, die sich als Sedimente im Wissensvorrat ablagern. Intersubjektive Sedimente können den Kreis der Betroffenen, die direkt am Erlebnis beteiligt waren,

übersteigen und kollektiv bedeutsam werden, sofern sie durch Zeichensysteme, insbesondere durch Sprache, verstetigt und beständig gemacht werden (vgl. Berger und Luckmann 1972, 72f.). Im Gegensatz zur ungesteuerten Veralltäglicung kann die Ablagerung von kollektiven Sedimenten auch Gegenstand bewusster Entscheidungen sein (vgl. Berger und Luckmann 1972, 42f.). Damit sich die Sedimente der Flutkatastrophe und ihrer Folgen nicht nur für den Kreis der Betroffenen zugänglich sind, müssen sie also durch allgemein sichtbare Zeichen in der Alltagswelt verankert werden, bspw. durch Gedenkstätten, gerade auch in den nicht-betroffenen Ortsteilen. Ansonsten ist in Bezug auf Zugänglichkeit und Wirksamkeit dieser Sedimente ein Auseinanderdriften der Alltagswelten der Betroffenen und der Nicht-Betroffenen im Ahrtal zu erwarten.

Bei den bereits erwähnten Subsinnwelten handelt es sich um „mehr oder weniger kohärente Wirklichkeiten mit normativen, kognitiven und affektiven Komponenten“, die sich als partielle Wirklichkeit in Abgrenzung zur universellen Alltagswelt begreifen lassen. Sie konstituieren sich über Spezial- und Rollenwissen, das im Zuge der sekundären Sozialisation erworben wird (vgl. Berger und Luckmann 1972, 148f.). Sie lassen sich auch als heterodoxe objektive Wirklichkeiten begreifen, da sie häufig in Konkurrenz zur (orthodoxen) Alltagswelt stehen oder zumindest eine spezielle Perspektive auf allgemein betrachtete Phänomene liefern. Berger und Luckmann verdeutlichen dies anhand des Verhältnisses von heterodoxen alternativen Heilmethoden zur orthodoxen Schulmedizin (vgl. Berger und Luckmann 1972, 90f.). Voraussetzung für solche Subsinnwelten ist ein moderner Pluralismus, gekennzeichnet durch hohe Differenzierung und Arbeitsteilung sowie einen hohen ökonomischen Überschuss, um die nötigen gesellschaftlichen Ressourcen freisetzen zu können (vgl. Berger und Luckmann 1972, 133f.). Übertragen auf das Ahrtal und in Verbindung mit den katastrophensoziologischen Ausführungen könnte man hier auch von Reformkräften sprechen, die den dysfunktionalen oder werteverletzenden Status Quo zu verändern suchen.

Sinnprovinzen (auch Sinnenklaven genannt) stellen eine weitere Möglichkeit zur partiellen Bewahrung von Sedimenten dar. Sie sind sehr alltäglich, ob nun als Traum, Theaterstück, theoretische Denkarbeit, Spiel oder schlicht als „Lachen als Reaktion auf die Realitätsverschiebung, die einem Witz zugrunde liegt“ (Schütz und Luckmann 2017 [2003], 57). Sie stellen geschlossene Sinngebiete dar, die im Kontrast zur Alltagswelt einen ganz eigenen Wirklichkeitsakzent bekommen können. Innerhalb einer Sinnprovinz

passen alle Wissensbestandteile, alle Erfahrungen und Sedimente zusammen, alles ver­trägt sich, zumindest in Hinblick auf den relevanten Erkenntnisstil (vgl. Schütz und Luckmann 2017 [2003], 55ff.).

Solange sich diese Sinnprovinzen der obersten Wirklichkeit der Alltagswelt unterordnen lassen, sind sie unproblematisch (vgl. Berger und Luckmann 1972, 27f.). Sie gehören wie selbstverständlich zu unserem Alltag und stellen die Ausnahme dar, die die Regel bestätigt. In ihnen erleben wir Ekstase, Transzendenz oder Gefühle, die wir in der Alltagswelt weitgehend dissoziieren, ohne dass besagte Alltagswelt dadurch weniger gültig erscheint. Die Zweifel, die innerhalb von Sinnprovinzen an ihr aufkommen, bleiben in deren jeweiligem strukturierten gesellschaftlichen Rahmen, bspw. im Theatersaal, beim Techno-Rave oder in der Fußballarena. Zurück in der scheinbar bodenständigeren Wirklichkeit der Alltagswelt dirigiert meist schnell wieder das Jedermannswissen das Handeln (vgl. Berger und Luckmann 1972, 45f.).

Problematisch für die Stabilität der Alltagswelt werden Sinnprovinzen erst, wenn Phänomene auftauchen, für die das Jedermannswissen keine Erklärung bereithält (vgl. Berger und Luckmann 1972, 27f.), auf die bspw. „Der Steppenwolf“ von Hermann Hesse aber alle nötigen Antworten zu liefern scheint. Ein solches Buch ist im richtigen Moment und für das richtige Publikum imstande, ganze Weltanschauungen über den Haufen zu werfen, es führt die Leser:innen raus aus der bürgerlich-anständig duftenden Luft und rein ins berausende Spiegelkabinett der menschlichen Abgründe.

Können sich Kirchen und sonstige Glaubensgemeinschaften im Ahrtal im Angesicht der Krise als haltgebende Instanzen beweisen und dort zukünftig florieren, oder macht sich dafür zu viel Enttäuschung über das eigene schwere Schicksal breit? Entstehen neue Künstlergemeinschaften, halten die mannigfaltigen Expertendiskurse rund um die Modellregion 2050 ihren langfristigen Anspruch aufrecht und singen die kollektiven Traumlandschaften der Menschen des Ahrtals auch noch Jahre nach der Flut ein düsteres Lied von Wasser und Schlamm? Wo begegnen nicht direkt betroffene Anwohner:innen den Sedimenten der Flutkatastrophe, wo stolpern sie über Gedenktafeln oder betrachten Leinwände, auf denen schlammige Fingerspuren Zeichen hinterlassen haben, auf dass sie begriffen und weitergetragen werden? Und wie tragen all diese Entwicklungen zur individuellen Bewältigung der Krise bei?

4. Ergebnisdarstellung: Das Leben nach der Katastrophe

4.1 Orientierungsverlust und Hilflosigkeit: die Flutnacht und die Tage danach

4.1.1 Rapidität und Radikalität des Katastropheneintritts

Meine Interviewpartnerin Jolien schildert mir eindrücklich das Fluterlebnis eines Nachbarn:

„[B]eim Niklas war es tatsächlich totales Glück, dass der aus dem Keller noch rausgekommen ist. Also der hat gesagt, er ist wachgeworden und hat Tropfen gehört und hat gedacht, bei ihm regnet es am Fenster rein und ist dann aufgestanden, weil sein Schreibtisch unter dem Fenster steht und der hatte irgendwie drei Tage später eine Klausur vom Studium und war so ‚Oh Gott, mein Tablet‘ (mit Lachen in der Stimme) und ich muss mal am Schreibtisch gucken. Und dann sagte er, dann ist er aufgestanden und stand halt im Wasser und hat sich dann gedacht ‚Oh scheiße‘, und hat sich dann seine Katze geschnappt und wollte mit der Katze nach oben gehen. Und als er quasi den ersten Schritt gegangen ist, ist das Fenster eingebrochen und dann ist ihm seine Katze leider aus den Armen gerissen worden, die hat es auch tatsächlich leider nicht überlebt. Ja, dann musste er sich da wirklich noch durch den kompletten Flur durchkämpfen, durch das Wasser, was ja dann rasant angestiegen ist, und es war einfach das totale Glück, dass der nicht davon umgerissen worden ist und mit dem Kopf irgendwo gegengeknallt ist oder so. [...] Das werde ich auch nie vergessen. [...] Der Niklas hatte Klamotten von seinem Opa an (I lacht) und das erste, was er sagte, war ‚Meine Katze ist tot‘. Und dann habe ich gesagt ‚Oh scheiße‘ und dann hat er das halt so ein bisschen erzählt, dass er irgendwie grade noch so da rausgekommen ist, und dann sagte der ‚Ich habe NICHTS mehr. Ich habe noch meine Gitarre und eine Unterhose‘.“ (I-03, Z. 1134-1159)¹⁴

Es ist eine Geschichte wie tausend andere in dieser Nacht. Sie illustriert beinahe idealtypisch, was Clausen als Rapidität und Radikalität bezeichnet. Der Kontrast zwischen den alltäglichen Typisierungen und Routinen zur katastrophalen Ausnahmesituation tritt hier krass hervor. Was im einen Moment noch simpler Regen, Klausurstress und Sorge um einen einzelnen Gebrauchsgegenstand ist, schlägt in wenigen Sekunden in Todesangst, den Verlust eines Haustieres und die Konfrontation mit höchst prekären neuen Lebensverhältnissen um. So oder so ähnlich erlebten viele Betroffene die Situation in der Flutnacht, mit denen ich im Laufe meiner Forschung spreche.

¹⁴ Das eingeschobene Lachen von I, also mir als Interviewerin, ist der ironisch-theatralischen Erzählweise von Jolien geschuldet, die an späterer Stelle noch explizit als Bewältigungsstrategie beschrieben wird.

4.1.2 Annahmen von Co-Regulation und räumlicher Abstand (Hans-Peter und Gabriele)

Hans-Peter und Gabriele beschreiben ihren Zustand in den ersten zwei Tagen nach der Flut als „Schockstarre“, die nicht von Traurigkeit dominiert wurde, sondern von Orientierungs- und Hilfslosigkeit. Sie sprechen davon, „VÖLLIG durch den Wind“ und „kopflös“ gewesen zu sein, ohne jedes Wissen darüber, was zu tun war. Geholfen habe hier vor allem ihr erwachsener Sohn, der als erste Handlung nach seiner Ankunft zu seinen Eltern sagte „Setzt euch mal hin, jetzt trinkt erstmal eine Flasche Sekt, ihr LEBT!“. Ich bemerke im Interview ein gewisses Staunen bei Hans-Peter, dass dieser Moment des Innehaltens und der Orientierung tatsächlich „keine schlechte Idee“ war (I-01, Z. 987-998). Das ist ein Hinweis auf die hohe Aktivierung, die angesichts einer lebensbedrohlichen Situation auftritt und Energie für Kampf- und Fluchtreaktionen bereitstellt, aber eher weniger geeignet ist, um Orientierung in einer sehr komplexen und überwältigenden Situation zu schaffen. Hier war das Annehmen der Co-Regulation durch ihren Sohn eine sehr wichtige Bewältigungsstrategie von den beiden, die nicht nur soziale Ressourcen, sondern auch das nötige Vertrauen voraussetzt, um sich an anderen orientieren zu können.

Gabriele beschreibt zudem nachdrücklich, wie stark der Kontrast zu dem nicht betroffenen Zuhause einer Freundin wirkte, bei der sie kurz nach der Flut zu Besuch waren. Mehrfach fällt hier der Begriff „normal“, und diese Normalität im Hause der Freundin führte dazu, dass ihr der Katastrophenzustand ihres eigenen Hauses unwirklich genug vorkam, um es für die Dauer des Aufenthaltes dort nur für einen bösen Traum zu halten. Sie „dachte, es ist wirklich alles nur Einbildung“ (I-01, Z. 1002-1003) und war bei der Rückkehr nach Hause regelrecht überrascht, sich dort wieder in einem echten Katastrophengebiet zu befinden und die Illusion zerplatzen zu sehen.

„[M]an WOLLTE es nicht wahrhaben, ne“ (I-01, Z. 1004), meint sie reflektiert, um sich diese schwankende kognitive Repräsentation der Lage zu erklären. Durch das Gewinnen von räumlichem Abstand wurde es ihr möglich, die erlebte Wirklichkeit im Ahrtal nach der Flut als einen Wirklichkeitsbereich mit traumähnlicher Qualität zu betrachten, während sie ein wenig Geborgenheit in der sinnlichen Präsenz ihrer eigentlich gewohnten Alltagswelt fand. Zurück im betroffenen Wohnhaus ließ sich diese Wirklichkeitsverschiebung jedoch nicht aufrechterhalten. Die dortige Realität scheint zu aufmerksamkeitsfordernd gewesen zu sein, um sie nur als vorübergehende Ausnahmesituation zu interpretie-

ren, von der man sich leicht distanzieren könnte (so wie bspw. bei einer wenig mitreißenden Theateraufführung).

Die charismatisch geprägte Situation während der ersten Zeit nach der Flut lässt sich als ganz spezielle Sinnprovinz deuten, die surreal wirkt, sobald man ihr entflieht, aber als einzig relevante Wirklichkeit erscheint, während man sich in ihr aufhält. Die außergewöhnliche Erlebnisqualität in dieser Sinnprovinz wird auch in dem deutlich, was eine betroffene Bekannte mir gegenüber bei einem privaten Treffen Anfang 2022 rückblickend als verzerrte Zeitwahrnehmung beschrieb. Als ihre Eltern sich darüber aufregten, dass in manchen betroffenen Gebieten erst eine ganze Woche nach der Flut Hilfe eingetroffen sei, widersprach sie und meinte, dass alles viel schneller gegangen sei als sie gedacht hätten und dass das höchstens ein paar Tage gedauert habe.

4.1.3 Mit Analyse und Tatkraft gegen den anfänglichen Kontrollverlust (Jolien)

Joliens Bericht der ersten Tage nach der Flut ist ein empfundener Kontrollverlust anzumerken, der insbesondere während der ersten Aufräumaktionen auftrat. Auffällig sind viele totale Formulierungen: sie habe „NUR hier oben“ gearbeitet, „ständig kam IRGENDWER, auch Leute, die ich gar nicht kannte“, „jede“, „immer“, „alles“, „NIE“ etc (I-03, Z- 377-384). Es klingt nach Chaos, Stress, Überforderung und Befremdung, u.a. verursacht durch die Kontextfaktoren eines hohen Aufräumtempos, eines scheinbar unkoordinierten Einsatzes privater Helfer:innen und ihrer Persönlichkeit, die sie selbst als sehr ordentlich beschreibt.

In ihrer Reaktion vermischen sich ganz verschiedene Bewältigungsstrategien. So setzte sie sich zum einen am ungefähr dritten oder vierten Tag aktiv mit der Situation auseinander, in dem sie gründlich durchdachte, welche Besitzgegenstände sie in der Übergangszeit brauchen würden und welche nicht, um nach diesem Schema die Unmengen an zufällig zusammengewürfelten Kisten umzusortieren und sinnvoll zu verstauen. Darauf folgte viel Tatkraft und auch zielgerichtete Kommunikation in Form von klaren und nachdrücklichen Anweisungen an die Helfer:innen. Die Leitunterscheidung „brauchen/nicht brauchen“ stellt eine Rationalisierung dar, die überhaupt erst die nötige emotionale Distanz erzeugt, um Gegenstände wie Bilder, Spiegel, Bücher, schönes Geschirr und Deko auf längere Sicht aus dem alltäglichen Leben auszusortieren. Gerade dadurch, dass sie einen gewissen inneren Abstand aufbaute, konnte sie die Situation effektiv bewältigen.

Generell ist das oftmals unkoordinierte Aufräumen und Wegschmeißen von Besitztümern für einige Menschen eine Erfahrung, die noch belastend nachwirkt. An der Begegnungsstätte konnte ich folgende Beobachtung machen:

Das Thema des Ausräumens der Wohnungen in den ersten Tagen kommt auf. Viele sind sich einig, dass da zu überstürzt zu viel weggeschmissen wurde, gerade auch von freiwilligen Helfern und ohne die Kontrolle der Eigentümer. Manchen macht das zu schaffen, andere betonen gelassener, dass das nicht böse gemeint gewesen sei und einfach an dem Chaos der ersten Tage gelegen habe. (B-05, Z. 234-238)

Der Kontrollverlust scheint hier das Kernproblem zu sein, für das nicht alle Betroffenen eine erfolgreiche Bewältigungsstrategie finden können.

4.1.4 Gefahrenbewusstsein und aktive Suche nach Hilfe (Nadine)

Einen spannenden Kontrastfall stellt Nadine dar, die bereits Tage vor der Flutkatastrophe in „Habachtstellung“ war und auf diese Weise von Anfang an ein höheres Maß an aktiver Auseinandersetzung erreichen konnte. Sie beschreibt, dass sie sich regelmäßig proaktiv über eine Wetter-App informierte und die prognostizierte Regenmenge von über hundert Litern pro Quadratmeter ein „ganz komisches Gefühl“ bei ihr ausgelöst habe. Zwar habe sie sich nicht vorstellen können, dass es „SO furchtbar“ werden würde, aber ihr Gefahrenbewusstsein und ihre Tatkraft reichten aus, um Termine abzusagen und ihr „Haus [zu] bewachen“, aufmerksam die Lage zu beobachten und noch vor der offiziellen Anweisung ihr Auto an einem höhergelegenen Ort zu parken. Bemerkenswert ist auch das Befremden, auf die sie damit in ihrem Umfeld stieß. Nach eigener Aussage dachte ihr Partner damals „Ey die Nadine, die hat einen Knall!“ und ihr Klavierschüler erzähle heute noch davon, wie sie ihn am Vortag der Flut dafür bemitleidet habe, dass er am Folgetag Zeitungen austragen müsse. Man merkt ihr Stolz darüber an, dass sie mit ihrer Einschätzung richtiglag (I-02, Z. 1134-1144).

Nadines großes Gefahrenbewusstsein steht hier im Kontrast zu einer regelrechten Institution der Gefahrenausblendung. Nadines Partner wog sich so sehr in Sicherheit, dass er Nadines höchst angemessene Vorsicht als übertrieben, wenn nicht gar verrückt einstuft und dies in seinem Verhalten ihr gegenüber spürbar machte. Nadine schien sich davon nicht beirren zu lassen, doch Personen mit weniger Selbstsicherheit könnten durch die Vermittlung solcher Normen in ihrer sinnvollen Prävention gehemmt werden.

Allerdings stieß auch Nadines Vorbereitung an ihre Grenzen, als gegen 0.30 Uhr in der

Flutnacht das Wasser vor ihrer Haustür stand, die Warnung einer Polizistin ihr das Ausmaß der Gefahr klarmachte und Todesangst aufkeimte:

„So und diese junge Polizistin kam dann, wir standen da alle, so um 0:30 Uhr, und rief mit energischer Stimme, also richtig laut und energisch zu uns Nachbarn, wenn ich daran denke, habe ich noch immer Gänsehaut, ehrlich, sagt sie: ‚Sie verlassen SOFORT Ihre Häuser! Nehmen Sie die Situation ERNST! Ganz AHRWEILER ist schon abgesoffen!‘ Und ich (macht ein Geräusch, als bekäme sie keine Luft mehr). Also als ich dieses Wort, ne, ganz AHRWEILER ist schon abgesoffen, dachte ich ach du Scheiße. Jetzt kommt ECHT das Ungeheuer auf uns zu, ehrlich.“ (I-02, Z. 1184-1190)

Sie schildert, wie ihre Nachbar:innen nach dieser Warnung zurück in ihre Häuser gingen, um sich dort auf das Okay der Polizistin hin im Obergeschoss in Sicherheit zu bringen, und sie alleine zurückblieb. Bemerkenswert an Nadines folgenden Äußerungen ist die Abwesenheit von Orientierungslosigkeit trotz spürbarer Angst und Ungewissheit. Aktiv und zielgerichtet ging sie auf ein benachbartes Ehepaar zu und bat sie darum, sich jede halbe Stunde an gegenüberliegenden Fenstern mit ihr zu treffen. Dieses Arrangement sei ihre „Rettung“ gewesen. Im Nachhinein scheint sie selbst erstaunt darüber, dass sie so „gut geschaltet“ habe. Voraussetzung dafür war nicht nur das Bewusstsein darüber, dass ihr die Situation „Unbehagen“ bereitete und der Umstand, alleine zu sein, das noch verschlimmern würde, sondern auch ein hohes Maß an pragmatisch-zielgerichtetem Denken mit einer schnellen Lösungsfindung und dem daraus folgend sehr konkreten Hilfsgesuch an das Nachbarspaar. Zudem fällt mir auch der starke Gefühlsausdruck darin auf, dass sie sich den beiden gegenüber als „mutterseelenallein“ bezeichnete (I-02, Z. 1197-1203). So vermittelte sie ihre emotionale Lage authentisch und nachdrücklich, was es dem Ehepaar mutmaßlich erleichterte, Empathie mit ihr aufzubauen und entsprechend auf sie einzugehen.

4.1.5 Der veralltägliche Effekt von Kindern im Haushalt (Jolien)

Jolien schildert mir in Bezug auf die erste Zeit nach der Flut ein wohl recht verbreitetes Phänomen, das ich in seiner Kernproblematik als die Vernachlässigung eigener Bedürfnisse bezeichnen möchte. Sie spricht davon, dass sie und ihre Familie innerhalb der ersten „drei oder vier Tage“ nach der Flut kein Mittagessen hatten, diese fehlende Routine dann aber schnell wieder etablierten, weil ihre kleinen Kinder nicht gut damit klarkamen. Ganz anders lief es bei ihrer kinderlosen Schwester und deren Mann, die ebenfalls betroffen

waren und „ganz lange“ in dieser Phase der Strukturlosigkeit und Selbstaussbeutung verharrten, die Jolien aus der Beobachterposition heraus kommentiert mit: „dann hast du teilweise gedacht, wie überlebt ihr das grade?“ (I-03, Z- 634-644).

Während Jolien in Bezug auf ihre Schwester Erstaunen und Besorgnis zeigt, begründet sie ihre eigene Entscheidung, schneller zu den alltäglichen Routinen der Bedürfniserfüllung zurückzugehen, ausschließlich über ihre Kinder. Die Anerkennung ihrer eigenen Bedürfnisse scheint ihr selbst im Nachhinein noch schwerzufallen. In der Extremsituation der Flutkatastrophe und ihrer Nachwirkungen reagierte sie intuitiv damit, ihre Ressourcen maximal zu aktivieren und zu nutzen, um eine schnelle Verbesserung der materiellen Lage voranzutreiben. Was in der Flutnacht selbst und in den ersten Stunden oder Tagen danach sicherlich noch zu einem Großteil über primär biologische Kampf- und Fluchtreaktionen zu erklären ist, scheint an dieser Stelle bereits schleichend in sozial bedingte Erwartungsstrukturen übergegangen zu sein. Denn (spätestens) von dem Moment an, in dem die Lebensgefahr gebannt ist, ist keine Reaktion mehr selbstverständlich. Warum muss der Schlamm so schnell wie möglich aus dem Keller raus? Warum soll so schnell wie möglich Ordnung und Funktionalität her? Warum kann man nicht noch drei Wochen länger bei Freund:innen im Gästezimmer schlafen und erstmal in Ruhe emotional verarbeiten, was geschehen ist?

Wem darauf allzu schnell das versicherungstechnisch geprägte Wort „Schadensminimierung“ über die Lippen rutscht, den möchte ich daran erinnern, dass die Flut nicht nur materielle und finanzielle, sondern auch körperliche und psychische Schäden verursacht hat, die ebenfalls durch schnelle und effektive Zuwendung hätten minimiert werden können. Die hohe Außeralltäglichkeit der Situation, die als höchste Priorität erscheint und hohe Opferbereitschaft auslöst, verschleiert diese soziale Bedingtheit des scheinbar alternativlosen Handelns im Nachgang der Katastrophe. Selbst mir fällt dieser Umstand erst beim Auswerten der Daten auf, nachdem es mir in der Interviewsituation zu selbstverständlich erschien, um nachzufragen. Schließlich war ich in den ersten Wochen nach der Flut als Ersthelferin vor Ort unterwegs und folgte damals genauso blind der Schwarminelligenz, die mir Eimer in die Hand drückte und mich in schlammige Keller führte, im tiefen Vertrauen darauf, dass dies so schon richtig sein musste, ganz einfach, weil alle das machten. Der Fokus auf die materielle Schadensminimierung entwickelte sich in Winde-

seile zu einer Institution innerhalb der charismatisch geprägten Sinnprovinz der Katastrophe.

Spannend ist, dass diese Institution für Erwachsene gilt, aber vor Kindern haltmacht. So empfindet Jolien es in Bezug auf ihre Kinder als ganz „natürlich“, dass diese anfängliche Bedürfnisvernachlässigung so nicht lange „funktioniert“ hat und „schnell klar war, das geht so nicht weiter“. Eine bedürfnisgerechte Alltagsgestaltung für ihre Kinder wird also auch in Anbetracht der katastrophalen Umstände nicht lange unterschlagen, sondern sehr schnell höher priorisiert als die Wiederherstellung der materiellen Ordnung. Hier spielen viele Institutionen hinein, die sich um die Erziehung von Kindern drehen, bspw. dass die normalen Routinen für sie besonders wichtig sind und dass besondere Rücksicht mit ihnen geübt werden sollte, an denen Jolien trotz Katastrophenzustand festhält und so weitgehende Kontinuität in Bezug auf die Alltagsgestaltung herstellt. Wie gut das funktioniert hat, zeigt Joliens saloppe Reaktion auf meine Frage, ob sich das Leben gerade nach Alltag anfühlt: „Also, klar, es ist der totale Alltag“ (I-03, Z. 634-644).

Das Vorhandensein der Kinder durchbricht das Charisma der Situation und beschleunigt die Prozesse der Veralltäglichen. Sozusagen als Nebeneffekt der Kinderversorgung finden auch die Eltern schnell zurück in ihre üblichen Routinen und die Sinnbezüge der Alltagswelt.

4.2 Praktische Unmöglichkeit von Routinen und zahlreiche ungewohnte Probleme

4.2.1 Aktivieren sozialer Ressourcen trotz fehlender Normen und Institutionen (Jolien)

Auch noch Wochen, Monate oder gar Jahre nach der Flut fehlen die praktischen Voraussetzungen für zahlreiche Routinen des täglichen Lebens. Sei es die fehlende Wasser-, Strom- und Gasversorgung im teilbeschädigten Wohnhaus, die Umstellung auf das minimalistische Leben im Tiny House, die flutbedingt geschlossene Arbeitsstelle, der erschwerte Arbeitsweg entlang beschädigter Straßen, Bahn- oder Fahrradstrecken, der Mangel an nicht betroffenen Supermärkten oder die schier aus dem Nichts entstandenen Geldnöte – viele Handlungsabläufe, die lange Zeit unhinterfragt funktionierten, sind durch die Flut unmöglich geworden. Zudem gab es einige Veränderungen im Sozialgefüge, weil viele Menschen übergangsweise oder auch dauerhaft aus der Nachbarschaft oder sogar aus der Ortschaft bzw. dem Ahrtal weggezogen sind. Jolien erzählt über ihre zum Zeitpunkt der Flut ca. fünf Jahre alte Tochter:

„Und DAS war schon was, das war glaube ich für Kira das schwerste, ne, dass halt

eben keine Kinder mehr in der Nachbarschaft waren. Weil sie das halt vorher TOTAL gewohnt war. Ich gehe nach dem Kindergarten, nachmittags, wann auch immer, am Wochenende, ich gehe raus und ich gucke mal und im Normalfall ist irgendwer da.“ (I-03, Z. 1096-1100)

Hinzu kommen viele neue Herausforderungen, für die weder der eigene Erfahrungsschatz noch der gesellschaftliche Wissensbestand das nötige Rezeptwissen bereithält. Wo kann ich unterkommen, wie kann ich all das Chaos aufräumen, wo bekomme ich neue Kleidung und Einrichtung her, wo kann ich meinen verbliebenen Besitz lagern und wie kriege ich nebenher noch meine Kinder versorgt? In Joliens Darstellung des ersten Tages nach der Flut wird deutlich, dass ihr schlichtweg das Erfahrungswissen fehlte, um relevante soziale Normen und das Verhalten anderer Menschen in dieser ungewöhnlichen Lage abschätzen zu können:

„Und da habe ich hier mit Kai gestanden in den ersten Stunden und dann sagt der Kai, okay, wir kriegen das hier alleine überhaupt nicht hin, das ist SO VIEL, wir müssen irgendwie gucken, dass wir irgendwen um Hilfe bitten. Und dann habe ich gesagt, ja, aber WEN denn? Alle, die ich bei so einer Situation fragen würde, sind entweder selber abgeseoffen (lacht) oder sind jetzt arbeiten. Da war mir noch überhaupt nicht bewusst, dass aus Niederaue an dem Tag glaube ich KEINER arbeiten war (beide lachen), also weil das war einfach noch nicht absehbar, ne. Und dann sagt er, ja keine Ahnung, wir müssen jetzt mal ein bisschen / da müssen wir jetzt halt mal so an den entferneren Freundeskreis denken und so. Und ich war so, ja, boah, ich weiß überhaupt nicht, wen wir fragen sollen (mit Nachdruck).“ (I-03, Z. 716-725)

Genau diese Aktivierung sozialer Ressourcen erlebe ich als wohl wichtigste Bewältigungsstrategie überhaupt. Von vielen Betroffenen bekomme ich mit, wie stark sie sich auf Verwandtschafts-, Freundschafts- und Bekanntschaftsnetzwerke gestützt haben, um diese große Herausforderung zu meistern. Sie ist allerdings sehr voraussetzungsreich. Hinter Kais schneller Bereitschaft, „den entferneren Freundeskreis“ zu aktivieren, verbirgt sich nicht nur das Vorhandensein aktivierbarer soziale Ressourcen, die über den persönlichen Nahbereich hinausgehen, sondern auch die Bereitschaft, sich in ungewohnte und unstrukturierte soziale Fahrwasser zu begeben. Sich in einem so beispiellosen Ausmaß hilfsbedürftig zu zeigen, ohne dabei auf etablierte Institutionen zurückgreifen zu können, kann beiderseits viel Irritation und Orientierungslosigkeit hervorrufen. Voraussetzung hierfür dürfte eine gewisse Selbstsicherheit bzw. ein Bewusstsein über den eigenen Selbstwert sein, um sich dieser Ungewissheit gewachsen zu fühlen.

Welche sozial-emotionale Komplexität sich aus dieser Ausgangslage entfalten kann,

lässt sich bereits an einer scheinbar kleinen, beinahe amüsanten Anekdote ablesen: Joliens neun Monate alte Tochter wollte zu diesem Zeitpunkt partout nichts außer Kranwasser trinken: „Und ich glaube, wir hatten hier sieben verschiedene Sorten stilles Wasser stehen und sie hat NICHTS davon getrunken.“ Trinkbares Leitungswasser war aber noch wochenlang im ganzen Ahrtal unauffindbar. Jolien bezeichnet das als „das größte Problem“ und die elterliche Not wird noch ein Jahr später in ihren Erzählungen gut spürbar, sie fühlte sich in dieser Situation rat- und hilflos (I-03, Z. 850-860).

Entsprechend groß ist heute ihre Dankbarkeit für ein Pärchen aus besagtem entfernten Freundeskreis, das damals (neben anderweitigen Unterstützungsleistungen) jeden Tag einige Flaschen mit abgefülltem Kranwasser vorbeibrachte. Spürbar ist das in der nachdrücklichen Illustrierung des großen Aufwandes, den das Pärchen auf sich nahm, und in der Bezeichnung der beiden als „Lebensretter“. Dankbarkeit ist hier nicht als selbstverständliche Reaktion abzutun, sondern als aktive Bewältigungsstrategie zu verstehen, mit der Jolien den aufkommenden Scham- und Schuldgefühlen über ihre hilfsbedürftige Lage begegnet. So findet sich in ihrer Erzählung ein klarer Selbstvorwurf („Da habe ich nur gedacht, oh Gott, hättest du mal länger gestillt, dann hättest du das Problem jetzt nicht“) und eine anfängliche Abwehrreaktion („Und ich habe echt gedacht, Alter, das kann nicht wahr sein“). Zudem deutet der Umstand, dass sie trotz großer Hilflosigkeit nicht um Hilfe gebeten hat, sondern die Bekannten sich proaktiv mit einem Hilfsangebot eingeschaltet haben, auf eine gewisse Scham hin, die wohl ein entsprechendes Hilfsgesuch hemmte (I-03, Z. 840-879). Grund hierfür sind wieder einige internalisierte Institutionen, bspw. diejenige, dass gute Eltern ihre Kinder besser erzogen haben sollten und dass man Bekannte nicht mit solchen Problemen belästigen sollte. Darüber hinaus spielt noch eine Besonderheit hier hinein, die Jolien wie folgt beschreibt:

„[I]ch habe das auch damals schon gesagt, das ist sowas, das KANN man auch nie wiedergutmachen. Also das kannst du nicht aufwiegen irgendwie, ne. Und dann haben sie aber auch immer gesagt ‚Das müsst ihr auch nicht. Das ist total selbstverständlich und wir machen das total GERNE irgendwie, ne‘. Und das ist / ich meine, klar, wenn ich mich in die Lage versetze, es wäre andersrum gewesen, hätten wir es genauso gemacht. Irgendwie klar und trotzdem sind wir uns so sehr dessen bewusst, dass da einfach Sachen gelaufen sind, auch in den ersten Tagen, ja, das kannst du nicht aufwiegen irgendwie, ne.“ (I-03, Z. 882-889)

Hilfe anzunehmen, von der man weiß, dass man sie nie in der gleichen Form zurückgeben kann, läuft der Institution der Reziprozität zuwider. Dankbarkeit ist hier eine wichtige Kompensation für die fehlende (zumindest hypothetische) Gegenleistung, sie stellt

ersatzweise das Gleichgewicht im sozialen Kontakt wieder her. Dass Scham- und Schuldgefühle nur in der Schilderung ihrer damaligen Gefühls- und Gedankenwelt auftauchen und im Hier und Jetzt nicht mehr relevant scheinen, deutet auf den Erfolg dieser Bewältigungsstrategie hin.

4.2.2 Nutzen von öffentlichen Hilfsangeboten (Nadine)

Sehr schnell nach der Flut entwickelten sich zudem die ersten gesellschaftlichen Bewältigungsstrategien zur institutionalisierten Unterstützung der Betroffenen, bspw. in Form von größeren und kleineren Versorgungsstellen mit warmem Mittagessen, Kaffee, Kosmetika und Ähnlichem sowie medizinischer, organisatorischer und emotionaler Unterstützung. Nadine erzählt mir, dass diese Anlaufstellen in den ersten drei Monaten nach der Flut eine enorme Unterstützung für sie waren. In dieser Zeit brauchte sie kein einziges Mal einkaufen zu gehen, weil sie alles Nötige über Versorgungsstellen beziehen konnte.

Mit viel Dankbarkeit spricht sie davon, wie sehr es ihr geholfen habe, gar nicht erst darüber nachdenken zu müssen, was genau sie einkaufen und kochen sollte, wo und wie sie das zubereiten könnte etc. Insbesondere Zeit führt sie hier als knappe Ressource an („Jetzt noch einkaufen, WANN DENN überhaupt?“), da sie von großer Angst und „Existenznöten“ geplagt war, „durchgedreht“ hat und „überdreht“ war. Was sie hier beschreibt, klingt nach einer starken Aktivierung und ständigem Handlungsdrang als Reaktion auf die enorme Ungewissheit, mit der sie in dieser Zeit konfrontiert war. Die öffentliche Verpflegungsstelle stellte für sie eine verlässliche Routine dar, wo sie „JEDEN TAG“ hinging, nicht nur um Essen zu bekommen, sondern auch um „sich auszutauschen, Tipps zu kriegen und sich nicht damit, mit dem ganzen Schicksal alleine [zu] fühlen“ (I-02, Z. 703-737).

Wichtigste Voraussetzung ist auch hier, ähnlich wie bei Kai, das selbstbewusste Eingeständnis der eigenen Hilfsbedürftigkeit und die Bereitschaft, Hilfe anzunehmen. Nadine reflektiert dies auch selbst:

„Und das habe ich dann auch gerne angenommen, denn ich KANN ja Hilfe annehmen. Viele andere konnten das nicht, aber ich wusste, dass ich das brauche.“ (I-02, Z. 2079-2080)

Mit Offenheit und Kontaktfreudigkeit erreichte sie zudem, dass diese primär funktionalen Kontakte mit der Zeit eine wohlthuend persönliche und warmherzige Note erhielten, die routiniert abrufbar war:

„[...] der Mann, der den Kaffee gemacht hat, kannte mich irgendwann und meinte immer ‚Nadine, komm mal her‘, und hat mir dann extra Kaffeekannen mitgegeben für Zuhause. Also da habe ich dann immer den Kaffee geholt für die Leute, die zum Helfen da waren.“

Bei der Erinnerung wirkt sie sehr glücklich, das muss eine sehr schöne Routine inmitten des Chaos gewesen sein. Überhaupt scheint sie eine ziemlich gute Arbeitsroutine beim Aufräumen und Wiederaufbauen etabliert zu haben, das könnte ein sehr wichtiger Aspekt sein, warum sie viel geschafft hat.

Sie betont, wie wichtig diese herzlichen Kontakte und die kleinen Hilfsangebote waren. (I-02, Z. 2091-2098)

4.2.3 Hohe Anpassungsbereitschaft in der Übergangswohnung (Jolien)

Neben dem Annehmen von Hilfe erfordert das Leben mit den Flutfolgen aber auch viel Anpassungsbereitschaft an die neuen Lebensumstände. Jolien schildert mir dies ausführlich bei der Führung durch ihre Übergangswohnung in den beiden Obergeschossen des Hauses, dessen Erdgeschoss zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht bewohnbar ist. So hat die vierköpfige Familie derzeit kein Wohnzimmer und keinen Esstisch, an dem mehr als zwei Erwachsene aufrecht sitzen können. Außerdem ist es kälter als gewöhnlich, der Boden des vorher nicht bewohnten Dachgeschosses knarzt und aufgrund des generellen Platzmangels herrscht eine so hartnäckige Atmosphäre der Unordnung, dass sie selbst dann nicht zu schwinden vermag, wenn alles an seinem zugewiesenen Platz ist. Insgesamt entstehen dadurch sehr viele unbequeme und störende Faktoren im alltäglichen Leben der Familie.

Zahlreiche Anpassungen von Routinen, Typisierungen, Institutionen und Legitimationen helfen Jolien dabei, dennoch einen stabilen Alltag aufrechtzuerhalten. So erlaubt sie sich neuerdings, schon im Frühherbst die Heizung anzumachen, was sie zuvor „NIE-MALS“ getan hätte, der Fernseher im Schlafzimmer wird ebenfalls vom No-Go zur erlaubten Bequemlichkeit, eine Matratze im Kinderzimmer der Tochter hält pragmatisch als „Sofaersatz“ her und grundsätzlich ist sie schlichtweg genügsamer geworden in Bezug auf Wohnkomfort und soziale Distinktion (I-03, Z. 287-332).

Sie spricht davon, dass sie und ihr Mann sich einerseits in Geduld üben, andererseits aber auch darauf hoffen, dass sich die Übergangslage nicht mehr allzu lange hinziehen möge. Dass sie diese schwierige Balance halten können, führe ich auf zahlreiche andere Bewältigungsstrategien zurück, die ihnen die nötige Orientierung und Sicherheit bieten. Jolien spricht mit Bedauern über den Zustand ihrer Übergangswohnung, grenzt sich aber

auch klar persönlich davon ab und zeigt Akzeptanz für diese unglücklichen äußeren Umstände, auf die sie keinen Einfluss hat und für die sie entsprechend auch keine Verantwortung trägt.

Viel Humor und Ironie helfen ihr zudem ebenfalls dabei, Abstand zur Situation zu gewinnen, bspw. durch Formulierungen wie „und hier ist jetzt so ein wunderschöner (lacht) Chaos-Schrank“ (I-03, Z. Z. 342). Die distanzerzeugende Wirkung von Lachen und spielerischer Ironie lässt sich gut durch Berger/Luckmanns theoretische Einordnung dieser Denk- und Kommunikationsweise als Sinnprovinz verstehen. Der momenthafte Übergang von der Alltagswelt in diese Sinnprovinz mit dem speziellen Wirklichkeitsakzent des Humors ermöglicht eine andere Perspektive auf belastende Umstände, in deren Rahmen die Bewältigung der Situation erleichtert wird.

Zusätzlich findet Jolien Dankbarkeit darin, Glück im Unglück gehabt zu haben. So zeigt sie sich sehr froh darüber, „dass unsere Kinder noch so klein sind“ (I-03, Z. 539) und es dadurch leichter ist, sich mit Dachschrägen und Platzmangel zu arrangieren. Dieser Haltung scheint ein Vergleich mit anderen Schicksalen oder eine aktive gedankliche Auseinandersetzung mit der Situation vorausgegangen sein, die extra darauf ausgerichtet waren, etwas Positives am Ist-Zustand zu finden. Eventuell ließe sich ihre Dankbarkeit an dieser Stelle sogar als Grundhaltung statt als punktuelle Bewältigungsstrategie verstehen.

4.3 Atmosphäre und Naturverhältnis im Dauer-Katastrophengebiet

4.3.1 Chronische Präsenz von Grenzsituationen

Die chronische Präsenz von Grenzsituationen im Ahrtal ist überwältigend und selbst für mich während meiner vergleichsweise kurzen Forschungsaufenthalte dort eine spürbare psychische Belastung, von der ich mich anschließend ganz bewusst wieder erholen muss. Zerstörte Gebäude, die mehr Ruine als Haus sind, abgerissene Brücken, metertiefe Löcher in Gehwegen, weggebrochene Fahrradwege, Schlammgespritzer an zerbrochenen Schaufenstern und Treibgut aller Art, das sich zwischen den Bäumen und Sträuchern einer Streuobstwiese verfangen hat, erinnern vielerorts an die Schrecken der Flutnacht. Hinzu kommt die chronische Lärmbelastung durch Sirenen, Baulärm und Ähnliches. Nadine erzählt mir, dass sie in dieser Zeit nur mit Schlaftabletten einschlafen konnte (B-05, Z. 190).

Spürbar werden Grenzsituationen zudem durch den häufigen Bezug auf Lebensbedrohung in Gesprächen. Nicht nur eigene Erlebnisse oder die tragischen Schicksale von Bekannten, sondern auch Geschichten von Unbekannten finden schnell Erwähnung. So

bspw. bei einer teilnehmenden Beobachtung an der örtlichen Begegnungsstätte für Flutbetroffene:

Die Frage nach Flutopfern kommt auf und die Runde bestätigt einander, dass niemand aus Bodendorf gestorben sei. Bertolt weist darauf hin, dass allerdings zwei Tote hier gefunden worden seien, drüben beim Technikmuseum. „Ein Elternpaar. Die Kinder waren letztens hier, um sich die Stelle anzuschauen.“

Das erscheint mir als gutes Sinnbild dafür, dass solch traurige Geschichten hier aktuell einfach zum Alltag gehören und diesen natürlich auch prägen. Ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, dass Geschichten wie diese kaum an Wirkung verlieren, selbst wenn man schon viel Ähnliches gehört hat. (B-08, Z. 144-151)

Um den ersten Jahrestag herum ist das spezielle Thema Selbstmord in aller Munde, bspw. in dieser Gruppenunterhaltung am 14. Juli, bei der ich mich mit ortsansässigen Bekannten über die zentrale Gedenkveranstaltung in Bad Neuenahr austausche:

Jürgen hebt hervor: „Was ich aber gut fand war, dass die Weigand [Landrätin Cornelia Weigand, Anm. d. V.] auch mal erwähnt hat, dass es ja auch INDIREKTE Todesopfer von der Flut gab und sie sich nicht nur auf diese 134 beschränkt hat. Es gibt ja auch viele Verletzte aus der Flutnacht, die dann im Nachgang gestorben sind, und auch viele Selbstmorde, die damit zusammenhängen.“

Ich gehe auf den letzten Punkt ein, frage nach, was genau er dazu wisse.

Jürgen: „Also ich habe von einem Bekannten gehört, dass sich alleine in Dernau 10 bis 15 Menschen umgebracht haben.“

Diese Zahl schockt uns alle ein wenig.

Der Ort ist so klein, dass klar ist: JEDER in Dernau kennt jemanden von diesen Opfern.

Jürgen: „Genaue Zahlen für’s Ahrtal kenne ich nicht, das wird nicht veröffentlicht, vielleicht 20 oder 30? Allein in Dernau sollen es ja schon 10 sein, und was das betrifft, vertraue ich meinem Bekannten. Bei den Todesanzeigen stand das ja auch öfters dabei, dass es ein Selbstmord war. Das waren schon einige.“ (B-06, 464-476)

An der Begegnungsstätte wird mir von ca. hundert Selbstmorden berichtet, die es im letzten Jahr gegeben haben soll (B-06, Z. 146-147). Der Kontrast zu der offiziell berichteten Zahl von 6 Suiziden, „die im Zusammenhang mit der Flutkatastrophe im Ahrtal stehen“ (Landesamt für Soziales, Jugend und Versorgung RLP 2022), Stand 3. August 2022, ist eklatant.¹⁵

Hinzu kommt vielfach eine anhaltende Existenzbedrohung wegen unklarer Versicherungsleistungen und öffentlicher Hilfen sowie schwierigen beruflichen Zukunftsaussichten in der Weinregion, die ganz besonders vom Tourismus lebt.

Vor diesem Hintergrund der ständigen Konfrontation mit dem Tod erscheint es den

¹⁵ Eine Erforschung dieses Phänomens kann hier leider nicht geleistet werden, wäre aber sicherlich ein lohnenswerter Ausgangspunkt für weiterführende Forschungsaktivitäten.

Betroffenen geradezu surreal, dass sich die Natur vergleichsweise schnell erholt und der Garten neben dem zerstörten Haus im Frühjahr 2022 schon wieder in voller Lebenskraft wächst und gedeiht. „Und dann sieht du, was die Blumen wachsen, wie VERRÜCKT. Sämtliche Pflanzen, wie BLÖD wachsen die“ (I-01, Z. 2230-2231), meint Hans-Peter bei der Hausführung. Um die Wirkung solcher Beobachtungen besser nachvollziehen zu können, ist der Kommentar meines Bekannten Uwe interessant, der mit einem einzigen Satz treffend auf den Punkt bringt, was in der Flutnacht aus der Perspektive des Ahrtal'schen Ökosystems passiert ist: „Die Ahr wurde ja viel begradigt – jetzt hat sie sich selbst renaturalisiert.“ (B-03, Z. 280-281). Die eingehegte Natur hat sich aus den rational vorgegebenen Bahnen der Gesellschaft befreit und im Zuge der Katastrophe ihre zerstörerische Kraft offenbart. Ein florierender Garten kann als Zeichen für dieses verlorene Kräftemesen empfunden werden und so ebenfalls zu einer befremdenden oder bedrückenden Atmosphäre beitragen.

Trifft nun dieses Ausmaß der Belastung auf fehlende Hoffnung zur Besserung, wird der Wegzug aus dem Ahrtal wahrscheinlicher. Am Jahrestag komme ich diesbezüglich mit Carolina, einer betroffenen Spaziergängerin ins Gespräch:

Sie erzählt, dass sie langfristig wegziehen möchte, weil man die Stimmung nach der Flut einfach nicht loswird. „Irgendwann muss man einfach loslassen. Es ist halt nicht mehr wie früher. Man spürt das hier sehr stark, an der ganzen Ahr. Irgendwann will ich das hinter mir lassen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es hier mal wieder so wird wie früher.“ (B-07, Z. 70-73)

4.3.2 Jedes Gewitter triggert das traumatische Erleben der Flutnacht (Gabriele)

Gabriele gewährt mir einen Einblick in ihre Gemütslage rund um den wohl offensichtlichsten atmosphärischen Trigger der traumatischen Flutnacht: Gewitter. Sie beschreibt eine große Angst, die sie nun jedes Mal im Angesicht eines Unwetters ergreift, obwohl sie vor der Flut völlig angstfrei war. Ein aufziehendes Gewitter ist in seiner Unvermeidlichkeit und Häufigkeit so belastend, dass sie einen Wegzug aus dem Ahrtal als Notlösung in Erwägung zieht. Zwar scheint die Exposition mit diesem Trigger seine Wirkstärke mit der Zeit abschwächen zu können, ob das alleine reichen wird, kann sie aber noch nicht beurteilen (I-01, Z. 856-859).

Ich beobachte bei Gabriele zwei aktive Bewältigungsstrategien, nämlich eine ausdrucksstarke Gefühlsmitteilung mir gegenüber und eng verbunden damit ein hohes Maß

an Abgrenzung durch Humor und Selbstironie. Eine spannende Dynamik ergibt sich daraus, dass die emotionale Mitteilung bei mir auf fruchtbaren Boden fällt und ich mit betroffenem Tonfall mein Mitgefühl ausdrücke. Daraufhin verändert sich ihre Ausdrucksweise spürbar, sie wird ruhiger und ernster und ihr Fokus scheint sich mehr nach innen als nach außen zu richten, die vorherige Theatralik wird durch Selbstreflexion abgelöst:

„Also da bin ich auch noch nicht drüber weg, das muss ich schon sagen. Also so ist es schon ein bisschen besser so, aber wenn das so bleibt, dann weiß ich auch nicht, ob ich hier meine letzten Tage verbringe. (lacht, seufzt dann, Hans-Peter hustet). Wollen wir erstmal gucken.“ (I-01, Z. 863-866)

Statt Angst und Hilflosigkeit tritt nun stärker Traurigkeit über die neue Situation ans Licht, mit ihr aber auch Andeutungen von Akzeptanz und Geduld trotz Ungewissheit.

4.3.3 Die Kollateralschäden von maximaler Ressourcenaktivierung (Nadine)

Nadines Fall zeigt eindrücklich, wie belastend die atmosphärische Dauer-Exposition mit den Folgen der Flut sein kann. Sie beschreibt den Anblick ihres flutgeschädigten Hauses als etwas, das sie „zerfressen“ hätte, wenn sie nicht so schnell wie möglich die Sanierung vorangetrieben hätte. Und das sehr erfolgreich, denn gut ein Jahr nach der Flut hat sie als eine der ersten in ihrer Nachbarschaft die Renovierung ihres Hauses inklusive Garten vollständig fertigstellen können. Dass die atmosphärische Belastung für sie überdurchschnittlich groß ist, begründet sie mit ihrer Persönlichkeit. Sie nennt sich selbst „Ästhet“ und betont mehrfach, wie unglaublich wichtig eine schöne Umgebung für ihr Wohlbefinden ist (I-02, Z. 1357-1363). Aus diesem Grund scheinen für sie keine Abgrenzungsstrategien nutzbar zu sein, solange „es hier noch so viel zu tun“ gibt (I-02, Z. 1996-2005). An folgendem Zitat wird deutlich, was für eine existenzielle Bedeutung der Zustand ihres Hauses für ihre Orientierung im Alltag hat:

I: Hast du das Gefühl, dass denn so langsam manche Dinge sich wirklich NORMAL anfühlen? Um nochmal so ein bisschen auf Thema Alltag kurz zu kommen. Oder ist alles irgendwie noch so ein Ausnahmezustand eigentlich?

B: Nein, für mich ist es kein Ausnahmezustand mehr, weil ich schon viel geschafft habe. Also ich habe das Gefühl, dass ich seit ein paar Wochen wieder ins Leben eintauche. Vorher war es kein Leben, ehrlich nicht. Überhaupt nicht. Nein. (atmet schwer) (I-02, Z. 1295-1301)¹⁶

Spürbar wird aber auch ein hohes Maß an Willensstärke und Disziplin, zwei wichtige

¹⁶ Bei dialogischen Interviewpassagen steht „I“ für Interviewerin und „B“ für Befragte:r (Ausnahme „G“ für Gabriele, um sie von Hans-Peter abzugrenzen).

Voraussetzungen für das schnelle Vorantreiben der Haussanierung, in die sehr viel administrative, praktische und auch sozial-emotionale Tatkraft hineingeflossen ist. So hat sie „jeden Morgen eine große To-do-Liste geschrieben“, „nachts um drei noch wachgelegen und E-Mails geschrieben, um das alles zu regeln“ (I-02, Z. 1990-1994), proaktiv beim Helfer-Shuttle (siehe 4.5.2) um Hilfe gebeten und im Zweifelsfall auch alleine handwerkliche Arbeiten verrichtet, die sie an den Rand ihrer Kräfte gebracht haben.

Am meisten beeindruckt mich jedoch ihre erfolgreiche Bewältigung des zunächst dysfunktionalen Kontaktes mit dem Sachbearbeiter ihrer Versicherung. Generell bezeichnet sie die administrativen Aufgaben als „eines der schlimmsten Sachen“ im Kontext der Flut. Auch hier führt sie ihre besondere Belastung auf ihre persönliche Veranlagung zurück und beschreibt sich in diesem Zuge als eher pragmatischen und künstlerischen Menschen. Für mich ist während des Interviews und auch beim anschließenden Transkribieren deutlich spürbar, wie sehr sie dieses Thema niederdrückt und erschreckt. Umso faszinierter bin ich, dass sich ihre Stimmung innerhalb kürzester Zeit wendet und Fröhlichkeit und Stolz auftauchen, während sie mir davon berichtet, dass sie es schließlich geschafft hat, eine gute Beziehung zu dem Versicherungsangestellten und seiner Frau aufzubauen und mittlerweile am Telefon sehr freundlich und vertraulich begrüßt wird (I-02, Z. 744-800). In ihrem Geheimrezept klingt der bewusste Aufbau gegenseitiger Empathie durch:

„Und irgendwie habe ich es hingekriegt mit dem, also auch ein bisschen mit Charme, glaube ich. Mit Lockerheit, mit Charme, mit Verständnis versucht zu reagieren. Aber auch versucht, mit Verständnis von IHNEN mir das zu holen, ne.“ (I-02, Z. 769-772)

Wir beobachten bei Nadine also eine maximale Ressourcenaktivierung, um das große Ziel des privaten Wiederaufbaus schnellstmöglich zu erreichen. Dass dieser Kraftakt nicht ohne Kollateralschäden möglich war, reflektiert sie selbst:

Beim Reingehen ins Haus erzählt Nadine, dass sie alle anderen Lebensbereiche nach der Flut komplett vernachlässigt hätte, um den Wiederaufbau hinzukriegen. „Ich habe mich überhaupt nicht um soziale Kontakte gekümmert. Und als zwischendurch Einsamkeit aufkam, lief dann schon die ein oder andere Träne. Also das war auch nicht immer gut.“ (I-02, Z. 45-48)

Was zu Beginn des Interviews noch so simpel und abgeklärt klingt, entpuppt sich später als wohl größte akute Belastung. Die Wiederaufnahme sozialer Kontakte und von Verbundenheit mit anderen Menschen scheint für sie ein Jahr nach der Flut ein ebenso drängendes Bedürfnis zu sein wie zuvor die Beseitigung der Flutschäden an ihrem Haus. Dass

es so weit kommen konnte, deutet auf ein hohes Maß an Dissoziation gegenüber den eigenen Bedürfnissen hin, welches sich in Aussagen wie „Ich habe echt alles ausgeschaltet, nur Wiederaufbau (belegte Stimme).“ geradezu mustergültig widerspiegelt (I-02, Z. 1301-1302).

Die Dissoziation, die ihr geholfen hat, die nötige Energie für die Krisenbewältigung freizusetzen, verwandelt sich nun, da die Krise tatsächlich bewältigt ist, von der Lösung zum Problem. Dadurch, dass sie diesen Zusammenhang reflektiert und sich ihrer aktuell vorherrschenden Bedürfnisse bewusst ist, kann sie allerdings schon wieder neue Bewältigungsstrategien entwickeln. So hilft ihr zum einen ihre Kontaktfreudigkeit dabei, die vermissten sozialen Kontakte wieder vermehrt herzustellen, zum anderen nutzt sie rationale Argumente, die sie in der Einschätzung bestärken, dass sie unterm Strich den Weg des geringsten Leidens für sich gewählt hat: „Deswegen ist es gut, wie es gelaufen ist, sagen wir mal so (lauter, tapfer lachend)“ (I-02, Z. 1361).

Diese Rationalisierung dient für sie als wichtiger Stützpfeiler, um den eingeschlagenen Weg nicht fundamental hinterfragen zu müssen, sondern stattdessen die nötige Kontinuität ihres Handelns und ihrer Identität herstellen und mit einem Gefühl von Sicherheit weiterleben zu können. Die Vorstellung, dass ihre Flutbetroffenheit unweigerlich schwere Belastungen mit sich gebracht hat, kann sie emotional erfassen und akzeptieren, aber die alternative Idee, dass sie einen leichteren Weg der Bewältigung hätte gehen können, sprengt derzeit noch ihre Verarbeitungskapazitäten. Letzteres wird darin deutlich, dass sie sich kaum vorstellen kann, dass andere Bewältigungsstrategien funktionieren könnten:

„Und ich glaube auch nicht, dass die anderen Leute leben, die noch nichts gemacht haben. Also vielleicht, während ihrer Spaziergänge“, meint sie achselzuckend, „aber sonst doch nicht.“

Leben bzw. Lebensqualität haben ist für sie absolut selbstverständlich an eine schöne, intakte Wohnumgebung geknüpft, das kann sie sich auch bei anderen gar nicht anders vorstellen. (I-02, Z. 2000-2005)

Um ihre eigene Bewältigung zu stabilisieren, betrachtet Nadine alternative Wege ihrer Bekannten mit Distanz, es fällt ihr entsprechend schwer, in eine empathische Verbindung mit ihnen zu treten. Hier deutet sich an, was in Kapitel 4.4.1 detailliert erläutert wird: die lebensweltliche Kluft zwischen Betroffenen mit unterschiedlichen Bewältigungsstrategien.

4.3.4 Kontextabhängigkeit der atmosphärischen Belastung (Jolien)

Jolien stellt einen interessanten Kontrastfall zu Nadine dar. Zwar ist auch für ihre Persönlichkeit das chaotische Leben auf einer Baustelle nicht ideal, doch das erzeugt für sie eher funktionale als atmosphärische Belastungen, welche sie durch zahlreiche Anpassungen ihres Alltags bewältigen kann (siehe 4.2.3). So ist die Beschädigung der Fahrradstrecke an der Ahr für sie ein rein funktionales Hindernis, dem sie vergleichsweise leicht durch ein paar kleine Umwege, Geduld und Humor begegnen kann, während die katastrophale Atmosphäre für Nadine so belastend ist, dass sie eine Vermeidung dieser Radstrecke in Kauf nimmt, obwohl das für sie „eine TOTALE Veränderung“ (I-02, Z. 604) ihrer Routinen bedeutet.

Durch bestimmte Kontextbedingungen rückt die Atmosphäre allerdings auch für Jolien stärker ins Bewusstsein. So wurde der Baustellenflair des Hauses, der im normalen Alltag kein Problem zu sein scheint, für das Weihnachtsfest als unpassend, ungemütlich und unwürdig empfunden, sodass „relativ schnell klar“ war, dass man an Heiligabend in größerem Familienkreis als gewöhnlich in einem nichtbetroffenen Haushalt zusammenkommt, damit niemand auf einer Baustelle sitzen muss (I-03, Z. 1322-1326).

Noch stärker fiel allerdings der erste Jahrestag ins Gewicht, der von Jolien bewusst als ausschlaggebender Faktor für eine veränderte emotionale Verarbeitung ihrer Umgebung identifiziert wird. So beschreibt sie starke Fremdheitsgefühle beim Anblick der eigentlich sehr vertrauten Ahrauen ihres Heimatortes, als sie dort am Jahrestag spazieren ging:

„Ich habe es bis dahin tatsächlich noch nicht so geschafft, weil ich es irgendwie auch nicht wollte. Mir hat es an DEM Tag auch echt gar nicht gutgetan, weil ich einfach gesagt habe, es ist so krass, man steht da und guckt sich um und klar, die Topografie drumherum hat sich ja nicht verändert. Das heißt, ich sehe ja die Berge und so weiter und ich WEIß, ich stehe hier in Bodendorf an der Ahr, aber wenn du so direkt um dich drumherum guckst, habe ich gesagt, ich fühle mich, als wäre ich in einem anderen Land. Weil da wirklich teilweise so / da ist so eine riesige Kiesbank, das sind aus, als wäre man irgendwo in Arizona in der Wüste und es hätte mich an dem Tag nicht gewundert, wenn irgendwo eine Klapperschlange aufgetaucht wäre (lachend, I lacht). Also es hat sich SO fremd angefühlt und das war tatsächlich was, was mir überhaupt nicht gutgetan hat an dem Tag [...].“ (I-03, 1692-1703)

Die gleichzeitige sinnliche Präsenz eines stabilen Ortsmarkers, des Verlusts der vertrauten Uferlinie und dieses bedeutungsschweren Datums erschwerten für Jolien die emotionale Abgrenzung und das halbbewusste Vermeidungsverhalten, die sie normalerweise

aufrechterhalten kann. Diese übermäßig starke Konfrontation mit den Flutfolgen offenbart also auch bei Jolien eine hohe Belastung durch atmosphärische Flutmarker, sobald eine gewisse Verarbeitungsgrenze überschritten ist.

4.3.5 „Das ist doch wirklich nur Kosmetik“ (Uwe)

Noch einmal ganz anders stellt sich die Lage für Uwe da. So scheinen ihm die flutbedingten Artefakte im Straßenbild, wie kaputte Brückengeländer und Flutlinien an den Häusern, überhaupt nicht zu belasten. Er bezeichnet sie als „Kosmetik“ und „das letzte auf der Prioritätenliste“ (B-03, Z. 613-623). Entsprechend rational, gelassen und genügsam geht er auch mit den Veränderungen auf seinem Grundstück um. So zeigt er mir, dass sich in seinem Garten durch das angeschwemmte Material eine zusätzliche Erdschicht von fünf bis zehn Zentimetern gebildet hat. Während ich darauf intuitiv mit Ablehnung reagiere, weil bei mir persönliche Erinnerungen an den Gestank des Schlammes, seinen öligen Schimmer am Straßenrand und Gruselgeschichten von unterspülten Friedhöfen aufkommen, meint er lediglich: „Das ist wie Lehmboden. Nicht weiter tragisch, kann man liegen lassen.“ Auch bei ihm scheinen Persönlichkeitseffekte hineinzuspielen, die er mir gegenüber jedoch nicht proaktiv erläutert. Die Tatsache, dass ihm diese Veränderung „jetzt erst wirklich aufgefallen“ ist, könnte aber auch auf intervenierende Bewältigungsstrategien aus dem Bereich des Ausblendens, Ablenkens und Abstandgewinnens hinweisen (B-03, Z. 55-65).

Ähnlich wie Nadine hält er zur Stabilisierung an der Richtigkeit seiner individuellen Prioritätensetzung fest und zeigt Unverständnis in Bezug auf alternative Vorgehensweisen. Hier deutet sich erstes soziales Konfliktpotenzial durch unterschiedliche Bewältigungswege an, bspw. in Bezug auf die Verteilung knapper Ressourcen:

Hier fällt Uwe außerdem ein: „Ach, was ich vorhin noch sagen wollte, als wir bei der Brücke am Sportplatz standen. Da haben sich ja Leute letztens beschwert, dass hier nach zehn Monaten immer noch nicht das Geländer repariert worden ist. Wie kann man denn SO denken? Das ist doch wirklich nur Kosmetik.“ (B-03, Z. 619-623)

Interessant ist hierbei, dass Uwes Persönlichkeitsfaktoren und individuellen Bewältigungsstrategien wohl erst mit einsetzender Veralltäglichsung wirksam wurden. So habe er selbst am Anfang auch mal seine Fassade von Flutspritzern gesäubert, was ihm rückblickend allerdings so sinnlos und nebensächlich erscheint, dass es keine weitere Betrachtung lohnt:

Ich: „Ach, da vorne sieht man ja sogar noch die Flutlinie an der Fassade.“
Uwe: „Ja.“ Er zuckt die Achseln, es scheint ihm kaum erwähnenswert. „Das ist ja nur optisch, das ist wirklich das letzte auf der Prioritätenliste. Ich mein, gut, wir haben ganz am Anfang mal die Fassade abgekärchert.“ Er fügt keinen Grund an, der Satz verebbt irgendwie aus Desinteresse. (B-03, Z. 613-617)

Ich werte das als weiteren Hinweis auf die starke Wirkung des Charismas der ersten Tage und Wochen, in denen die Desorientierung und zwingende Relevanz der Situation so groß war, dass alltägliche Einflussfaktoren überschattet wurden, man sich häufig blind am Handeln anderer orientierte und sich kaum jemand der übermächtigen Präsenz der Katastrophe entziehen konnte. Vielleicht reinigten die Nachbar:innen auch alle ihre Fassade, vielleicht hatten Bekannte konkret für diese Tätigkeit ihre Unterstützung angeboten, oder vielleicht wirkte der Schlamm an der Fassade tatsächlich subjektiv bedrohlicher in einer Zeit, in der man sich abends vorm Schlafengehen noch die Schlammreste unter den Fingernägeln wegschrubben musste.

4.4 Das soziale Miteinander der Betroffenen

4.4.1 Art der Bewältigung verbindet oder spaltet auf Dauer mehr als geteiltes Leid

Jolien betont vielfach, dass die funktionellen Belastungen durch die Flutkatastrophe, bspw. in Form fehlender Infrastruktur und ständiger Lärmbelastung, etwas kollektiv Erlebtes und dadurch Verbindendes sind. Sie beschreibt das Thema als „Türöffner“ im ganzen Ahrtal, der Hürden im Kontaktaufbau mindert, gegenseitige Anteilnahme erleichtert und zusammenschweißt: „Es ist schon ein verbindendes Glied, auf jeden Fall. Ich glaube, das wird auch noch ganz lange so bleiben.“ In ihren Beispielen klingt durch, dass die persönliche Betroffenheit dabei für sie weniger relevant ist als die Resonanzfähigkeit in Bezug auf dieses Thema (I-03, Z. 1676-1687).

Und auch innerhalb des Kreises der Betroffenen tritt die geteilte Gemütslage stärker als verbindendes Element auf als die geteilte Ausgangslage:

„[...] diejenigen, die dann tatsächlich auch wirklich im eigenen Haus so betroffen waren, dass das dann nochmal so eine eigene Gruppe in dieser großen Gruppe darstellt, so eine eigene Gruppe, weil ich da auch ganz oft so die Erfahrung mache, bei vielen ist es so, dass man dadurch irgendwie so unglaublich tiefenentspannt wird und so denkt, ja komm, wird schon irgendwie wieder und so.“ (I-03, Z. 1644-1648).

In ihrer Gruppenbeschreibung zeichnen sich Gelassenheit, Zuversicht und Akzeptanz ab, was für Jolien vermutlich eine besonders gute Möglichkeit bietet, bei diesen Personen Orientierung für ihre eigene Bewältigung zu finden, wohingegen der Kontakt mit Nicht-Betroffenen mitunter eher destabilisierend wirkt (siehe 4.5.8). Als Kontextfaktor ist hier das soziale Umfeld von Jolien bemerkenswert, das scheinbar vorwiegend aus Personen besteht, die die Katastrophe vergleichsweise gut bewältigen können.

Dass komplementär dazu auch viel Konflikt- und Spaltungspotenzial vorhanden ist,

wird an einer weiteren Äußerung von Carolina deutlich:

„Ach, und was ich noch sagen wollte: Am Anfang war hier großer Zusammenhalt, aber sobald wieder Alltag kam, also sowas Ähnliches wie Alltag, richtigen Alltag hat man hier nicht, war alles wieder wie vorher.“ Man merkt ihr eine leicht bittere Enttäuschung an.

Es wirkt, als hätte sie vor der Flut sehr isoliert gelebt. (B-07, Z. 47-77)

Was Carolina hier beschreibt, deutet stark auf eine Veralltäglichen des flutbedingten Charismas hin. Direkt nach der Katastrophe war der geteilte Ausnahmezustand stark vereinnahmend und setzte viele Typisierungen, Routinen und Institutionen vorübergehend außer Kraft. An dessen Stelle trat (zumindest für das Erleben einiger Menschen im Ahrtal) ein innerer Zusammenhalt der Region, der sich über den gemeinsamen Alltagsbruch nährte. In der Not sind bekanntlich alle gleich und der Austausch mit Menschen, die die gleiche Not teilen, tut bekanntlich gut, wie mir an der Begegnungsstätte auch explizit bestätigt wird. Doch je mehr „sowas Ähnliches wie Alltag“ einzieht, verläuft sich dieser Effekt, da die Rückkehr zum Alltag mit einer Rückkehr zu den zuvor dominanten Unterschieden der Lebenslagen, Lebensstile und Persönlichkeiten einhergeht.

Hinzu kommt, dass die Rückkehr zum Alltag selbst zum spaltenden Faktor werden kann, da sie so unterschiedlich schnell erreicht wird und die Betroffenen ganz verschiedene Bewältigungsstrategien für das gleiche Ausgangsproblem wählen. Wie in 4.3.3 am Beispiel von Nadine bereits aufgezeigt, erfordert die Konfrontation mit den Bewältigungsstrategien anderer ein hohes Maß an Selbstsicherheit in Bezug auf den eigenen Weg, um nicht unter Zweifeln und Reue über eigene etwaige Fehlentscheidungen zu leiden. In diesem Zuge entsteht viel Potenzial für Neid und Missgunst einerseits und Scham- und Schuldgefühle andererseits.

So kommt im Juni ein Stammgast der Begegnungsstätte auf mich zu, um mir unter vier Augen ihre Meinung zu Nadines Vorgehen zuzuraunen:

„Also ich habe die Nadine ja gern, darum geht’s gar nicht, aber ich muss jetzt mal sagen, als wir anderen alle noch den Schlamm am schippen waren, mit Helfern, irgendwie am werkeln, wie es eben ging, da hat sie schon die Handwerker rangewunken! [...] Also nee!“

Es kommt deutlich rüber, dass sie das unsozial findet, dass eine einzelne Person sich da so absetzt und schon wieder viel mehr Wohlstand zurückerlangt hat. (B-05, Z. 373-380)

Tatsächlich berichtet Nadine selbst mir bei unserem Interview im August von Schamgefühlen über ihren schnellen Wiederaufbau, obwohl sie ihn sich sehr hart erarbeitet hat:

„Und als ich dann schließlich alles geschafft hatte, habe ich mich plötzlich dafür geschämt, schon so viel weiter zu sein als alle anderen.“ (I-02, Z-1993-1994)

Sie führt an dieser Stelle nicht aus, woher diese Schamgefühle rühren, doch ein Zusammenhang mit den Interaktionen an der Begegnungsstätte liegt hier nahe. Bei unserer ersten Begegnung im Juni 2022 betont sie noch, wie wichtig es für sie ist, an der Begegnungsstätte andere Betroffene kennenzulernen und gegenseitige Unterstützung zu erfahren (B-05, Z. 450-454). Einen Monat später drückt sie bereits scherzhaft ihre Erschöpfung über die „negative“ Stimmung dort aus („Könnt ihr nicht auch mal was Schönes bemerken? Die Sonne scheint, heute gibt es keine Flut...“ (B-06, Z. 210-211)) und im Oktober 2022 erzählt sie mir, dass sie nicht mehr oft hingehet: „Ich habe gerade einfach so ein großes Ruhebedürfnis. Und da wird immer über die Flut geredet, das ist mir zu viel.“ (B-12, Z. 35-36)

Nadines Beispiel illustriert, wie schnell ein individuell abweichender Bewältigungsweg Interaktionen erschweren kann. Analog dazu stoße ich auf zahlreiche Konflikte und schwelenden Ärger rund um neu entstandene oder adaptierte Typisierungen und Institutionen, bspw. zur Nutzung knapper kollektiver Güter wie Leitungswasser oder zur Unterstützung lokaler Unternehmen, aber auch zum Befolgen der vielfältigen offiziellen Regelungen rund um den Wiederaufbau. Dazu aus meinen Beobachtungen:

Ich habe das Gefühl, dass es sehr viel Blasiertheit auf Seiten derer gibt, die über Regelungen etc. Bescheid wissen und sich dementsprechend „richtig“ verhalten, anstatt offen und ohne Vorurteile die nötigen Informationen zu verbreiten und nachsichtig zu sein, schließlich ist es durchaus nicht ganz einfach, in der aktuellen Situation durchzublicken. (B-12, Z. 260-269)

4.4.2 Kooperation unter Betroffenen (Nadine)

Dass es aber auch ganz anders laufen kann, erläutert Nadine anhand ihrer selbstbezeichneten „Symbiose“ mit einer ähnlich betroffenen Familie aus ihrem Bekanntenkreis. Als Gegenmaßnahme zum gemeinsamen Kernproblem der Überforderung haben sie eine informelle Kooperation aufgebaut, bei der sie sich gegenseitig hilfreiche Informationen weiterleiten, bspw. dazu, wo es gerade passende Spenden zu holen gibt (I-02, Z. 513-535).

Voraussetzung hierfür ist, dass beide Haushalte einander mitteilen, dass sie vor speziellen Herausforderungen stehen, bspw. in Bezug auf die Versicherungslage oder gesundheitliche Einschränkungen, und dass sie über Hilfe dankbar wären. Es braucht also eine nicht zu unterschätzende Offenheit im Umgang miteinander. Eine langjährige persönliche

Bekanntheit, gegenseitige Sympathie und Mitgefühl für die Lage des Gegenübers spielen in Nadines Beispiel als begünstigende Kontextfaktoren bzw. persönliche Ressourcen hinein.

Diese primär funktionelle Kooperation führte zu einer „innigere[n] Verbindung“ (I-02, Z. 549), die Nadine sehr wertschätzt. Wie wichtig dieser Aspekt des Austauschs unter Betroffenen für sie war, wird auch an anderer Stelle deutlich:

„UND, was nicht zu unterschätzen ist, ich alleine in diesem ganzen Driss, zur Verpflegungsstelle zu gehen, JEDEN TAG das Essen zu kriegen erstmal und sich auszutauschen, Tipps zu kriegen und sich nicht damit, mit dem ganzen Schicksal alleine fühlen, DAS ist auch total wertvoll gewesen. Für mich, und das habe ich auch immer von anderen gehört. Wie so eine große Familie. Schon gut. Das war richtig gut. Ja.“ (I-02, Z. 706-711)

An dieser Stelle tritt Einsamkeit als weiteres Kernproblem hervor, dem Nadine durch die persönliche Interaktion mit anderen (unbekannten) Betroffenen an Versorgungsstellen begegnet. Die hier beschriebenen Gefühle der Verbundenheit und Zugehörigkeit können als Strategien der Orientierung an anderen verstanden werden. Auch hier spielt ihre große Offenheit als Persönlichkeitsmerkmal begünstigend in die Bewältigung der Krise hinein.

4.4.3 Abgrenzung gegenüber schweren Schicksalen anderer (Hans-Peter und Gabriele)

Ähnlich wie bei Nadine wird auch bei Hans-Peter und Gabriele deutlich, dass ihre emotionalen Kapazitäten ein Jahr nach der Flut am Limit sind und neu hinzukommende Belastungen, Enttäuschungen oder Anforderungen abgeblockt werden müssen, um das Leben in seinen gewohnten Bahnen halten zu können. Diese persönliche Ressourcenlage tritt in dem folgenden Beispiel nicht als Kernproblem, sondern als wichtiger Kontextfaktor für eine moralische Klemme auf.

Das Paar hat durch einen gemeinsamen Bekannten davon gehört, dass ein älterer Herr, der ebenfalls in der Tiny House Siedlung lebt, aufgrund der Flutfolgen, einsetzender Demenz und des Fehlens von unterstützenden Familienangehörigen in einer ziemlich hilflosen Lage zu stecken scheint. In den Ausführungen der beiden wird Mitgefühl und Anteilnahme ebenso deutlich wie große Ratlosigkeit darüber, wie dem Mann geholfen werden könnte (I-01, Z. 1076-1092). Bereits kurz zuvor hatten sie ihre Typisierung dargelegt, dass ältere Menschen in der Tiny House Siedlung ganz grundsätzlich auf Hilfe aus dem Umfeld angewiesen seien, um ihre täglichen Besorgungen zu erledigen. Das Anbieten von Hilfe in einer solchen Situation innerhalb der eigenen Nachbarschaft ist für die beiden

eine etablierte Institution. Entsprechend drängt sich ein Verantwortungsgefühl auf:

G: [...] Aber er kann sich eigentlich gar nicht alleine versorgen. Wie das jetzt geht, weiß ich auch nicht.

B: Ja und der Heinz sagt, der hat nichts. Nichts zum Anziehen, nichts zum Essen, nichts.

(...)

G: Ich weiß auch nicht wie das jetzt da läuft.

B: Weiß ich auch nicht. Aber das ist ja nun außerhalb unserer Verantwortung.

(I-01, Z. 1083-1092)

Hans-Peter grenzt sich ganz explizit von der Verantwortung für die Notlage seines Nachbarn ab. Während er an dieser Stelle nicht weiterspricht, fügt Gabriele noch ein paar Sätze an, um sich emotional mitzuteilen und rational zu argumentieren. Hierzu verweist sie auf die oben ausgeführten eigenen Belastungen, zeigt Bewusstheit und Akzeptanz in Bezug auf die eigenen Limitationen und drückt deutlich aus, dass sie selbst jetzt dringend positive Entwicklungen statt noch mehr Belastungen braucht. Als unterstützendes Argument dient ihr hier der Umstand, dass sie den Herrn gar nicht persönlich kennen, in Kombination mit der Typisierung, dass die lebensweltliche Nähe oder Distanz das Ausmaß der Verantwortlichkeit beeinflusst (I-01, Z. 1092-1103).

4.5 Vielfältige Verunsicherung und Stigmatisierung

4.5.1 Breiter Vertrauensverlust in öffentliche Institutionen

Die Flutkatastrophe im Ahrtal sprengt in ihrem Ausmaß das Fassungsvermögen unserer rationalisierten Alltagswelt, was nicht nur ihre Verarbeitung im Sinne einer Einordnung in vorhandene Wissens- und Erfahrungsbestände erschwert, sondern auch Raum für alternative Deutungsmuster eröffnet:

Simone erzählt: „Richard hat das Haus um 2000 rum gebaut und extra angefragt, ob man da hochwassermäßig bauen könnte oder im Gefahrengebiet sei, und die Antwort war, ‚Sie dürfen bauen, absolut keine Gefahr, keine Sorge‘. Kann man nicht glauben, oder?“

Albert ergänzt: „Selbst nicht bei einer Jahrtausendflut, hieß es.“

Deren Haus [...] war mindestens [im] Erdgeschoss betroffen.

Albert: „Die Höhe dieser Flut konnte sich aber auch wirklich niemand vorstellen. Das waren 10 Meter in Altenahr! Bei einem Flüsschen, was sonst 20 Zentimeter hoch ist. Wie in aller Welt...?!“

Das ungläubige Erstaunen ist immer noch groß. Ich habe das leise Gefühl, dass diese Flut das Potenzial hat, zum Mythos zu werden. (B-04, Z. 299-309)

Insbesondere das Vertrauen in die etablierten Institutionen der Fachelite gerät ins Wanken, ein Effekt, der sich innerhalb meiner Beobachtungen quer durch alle Altersgruppen,

Bildungsstände und Milieus zieht. Ich erlebe viel Ärger, Schuldzuweisungen und Vertrauensverluste gegenüber dem damaligen Landrat Jürgen Pföhler (nur sehr selten wird „die Kreisverwaltung“ erwähnt) und der rheinland-pfälzischen Ministerpräsidentin Malu Dreyer (eher selten „das Land“). Auch „die Stadt“ (kaum je eine Erwähnung des Bürgermeisters) ist sehr häufig Ziel solcher Aussagen, allerdings springt hier ab und zu jemand mit rationalisierenden Gegenargumenten ein. In Bezug auf den lokalen Ortsvorsteher und den Ortsbeirat gehen die Meinungen am stärksten auseinander, insgesamt findet diese Politikebene aber wenig Beachtung. Darüber hinaus gibt es oftmals keinen klareren Adressaten als „die Bürokratie“, „die Behörden“ oder „der Katastrophenschutz“. Auch passive Formulierungen komplett ohne Akteur im Sinne von „Warum wird hier nichts gemacht?“ tauchen öfter auf. Die daraus folgende Politikverdrossenheit zeigt sich bspw. darin, dass ein Betroffener die zentrale Gedenkveranstaltung meiden möchte, um nicht sehen zu müssen, „wie sich die Verantwortlichen da beweihräuchern“ (B-06, Z. 172-173).

Eine detaillierte und sachkundige Auseinandersetzung mit diesem Thema liefert Andy Neumann, selbst Anwohner im Ahrtal und flutbetroffen, in seinen zwei Büchern „Es war doch nur Regen!“ (2021) und „Vergiss mal nicht!“ (2022). Bei einer Lesung des ersteren unterbricht er sich selbst häufig mit Kommentaren zu institutionellen Fehlern im Katastrophenschutz:

Es geht um Politiker, die nicht mehr zu Rechenschaft gezogen werden, das habe er früher noch anders erlebt! Aussagen im Landtag, auch von ihm selbst, die scheinbar in irgendeiner Schublade verschwinden. Warnungen, die nicht deutlich genug waren, obwohl alle Informationen rechtzeitig vorlagen, wie neue Recherchen ergeben haben. Mindestens zehn verschiedene Hilfsorganisationen – Polizei, Feuerwehr, Technisches Hilfswerk, Bundeswehr, Psychosoziale Notversorgung, Rotes Kreuz, Johanniter, usw. –, die zentral hätten koordiniert werden müssen. Und natürlich geht es um die Versicherungen, die viel zu langsam und inkompetent reagiert haben.

Nichts davon überrascht mich, er bringt den ‚allgemeinen Tenor‘ gut auf den Punkt, soweit ich das einschätzen kann. (B-02, Z. 13-22)

Die erwähnten Versicherungen sind zwar formal keine öffentlichen Instanzen, erhalten in dieser Situation aber vielfach die Aufgabe der Existenzsicherung und rücken somit in die empfundene Rolle eines Teils des Wohlfahrtsstaates. In meiner eigenen Forschung begegne mir überraschend wenige und unspektakuläre Geschichten rund um dieses Thema (abgesehen von Nadines Anekdote, siehe 4.3.3). In der journalistischen Berichterstattung war dieses Thema hingegen sehr präsent wurde kontrovers diskutiert (vgl. bspw. Tagesschau 2022; Handelsblatt 2022).

4.5.2 Ersatz-Facheliten, Katastrophen-Sheriffs und die Bildung erster Sedimente

Während die einschlägigen Massenmedien meist eher positiv konnotiert erwähnt werden als Orte, an denen das Fehlverhalten von Verantwortlichen thematisiert wird, stoße ich auch auf diese Aussage:

„Der Berichterstattung zur Flut darf man nicht trauen. In der Nacht selbst ist viel mehr schiefgegangen als man meint. Mein Sohn ist in der Feuerwehr, der hat das mitbekommen. Das ist alles gefaket, was man in den Medien hört, weil die von den offiziellen Stellen dominiert werden.“ (B-06, Z. 387-390)

Hieran wird nicht nur deutlich, wie tief teilweise das Misstrauen gegenüber der offiziellen Darstellung der Flut geht, sondern es weist bereits auf eine alternative Fachelite hin: die Feuerwehr. Zwar höre ich vereinzelt von Personen, die sich von Feuerwehr, Polizei und THW im Stich gelassen oder zumindest nicht ausreichend deutlich gewarnt gefühlt haben, doch die positiven Stimmen überwiegen in meinen Beobachtungen, zumindest in Bezug auf das THW und ganz besonders auf die Feuerwehr. Letztere war in aller Regel die Instanz, die Menschen evakuiert und aus bedrohlichen Situationen gerettet hat, teilweise ohne offiziellen Einsatzbefehl. Bei der offiziellen Gedenkveranstaltung in Nieder-
aue am ersten Jahrestag hält ein betroffener Anwohner eine Rede und statuiert dabei:

„Der Abend des 14. Juli 2021 und die Nacht sind bei uns im kollektiven Gedächtnis verankert. Die Vorsehung oder das Schicksal haben uns begünstigt, sodass wir keine Menschen vermissen. Materielle Schäden sind, wenn auch nicht für jeden leicht, zu verkraften. Dass wir glimpflich davongekommen sind, ist im Wesentlichen dem umsichtigen und besonnenen Verhalten unserer Feuerwehr, der Feuerwehreinsetzungskräfte zu verdanken. Karl Friedrichs“ – der Löschzugführer – „und seinen Männern gilt hier mein ganz besonderer Dank.“ (B-07, Z. 347-353)

Auch „die privaten Helfer von außen“ und „das Helfer-Shuttle“ finden häufig Erwähnung. Dies ist so gut wie immer mit großer Dankbarkeit verknüpft, teilweise aber auch mit einem gewissen Unmut oder Neid darüber besetzt, dass die private Hilfe sehr ungleich verteilt wurde. So beobachte ich bspw. diesen Dialog unter Ortsansässigen:

Eine Frau [...] sagt: „Hier die freiwilligen Helfer haben ja viel gemacht, an öffentlichen Plätzen und am Schwanenteich und so, aber meinst du, die wären mal zu den Privatleuten gekommen und hätten da geholfen?!“

Das ist ein starker Gegensatz zu Nadine, die ganz begeistert von der externen Hilfe war.

Jemand anders antwortet energisch: „Du hättest dich halt auch mal da melden müssen, dann wären die schon zu dir gekommen!“

Die Antwort darauf erschöpft sich in einem wortlosen Grummeln.

Da scheinen wohl die Argumente zu fehlen. (B-05, Z. 207-215)

Deutlich wird hier noch einmal, dass die Hilfe durch andere oftmals eine gewisse eigene Tatkraft voraussetzt, und sei es nur das Heranwinken vorbeilaufender Helfer-Trupps oder der Anruf beim Helfer-Shuttle. Das Helfer-Shuttle ist eine privat organisierte Institution, die vor allem in den ersten Wochen und Monaten nach der Flut zahlreiche freiwilligen Helfer:innen und Spendenverteilungen koordinierte (vgl. Deutschlandfunk Kultur 2021) und ebenso wie die ehrenamtlichen Feuerwehren als Ersatz-Fachelite angesehen werden kann, die eine strukturelle Lücke in der offiziellen Katastrophenbewältigung füllte.

Dass zumindest ganz zu Beginn aber auch einfach Glück in Bezug auf die Wohnlage einen wichtigen Faktor darstellte, schildert Jolien eindrücklich:

„Und dann war es aber tatsächlich so, dass WIR HIER auch wirklich in den ersten Tagen schon teilweise zu viele Helfer hatten, WEIL die Leute vom Dorf alle kamen [...] und dann sind die hier in die erste Straße abgebogen, und dann sind wir hier das erste Haus. Das heißt, die sind alle erstmal hier reingekommen.“ (I-03, Z. 737-743)

Sie betont, dass persönliche Bekanntschaften diesen Effekt zusätzlich verstärkten, aber der schlichte Umstand ihrer Wohnlage führte bereits zu einem Übermaß an Helfer:innen, während an vielen anderen Stellen kaum oder gar keine Hilfe ankam. Allein durch die räumliche Zugänglichkeit können die individuellen Erfahrungen in Bezug auf erhaltene Hilfe also stark auseinandergehen.

Verstärkt werden diese unterschiedlichen Erfahrungswelten zudem von Berichten über Plünderungen und das Erschleichen von Hilfeleistungen ohne tatsächliche Betroffenheit, deren Auswirkungen ebenso ungleich spürbar sind wie die der Hilfeleistungen. Und so sitzen im Sommer 2022 die einen in ihrem von Freiwilligen aufpolierten Garten und sprechen davon, den Glauben an die Menschheit wiedergefunden zu haben (B-03, Z. 698-701), während die anderen in einer notdürftig eingerichteten Begegnungsstätte zusammensitzen, Geschichten dazu austauschen, welcher Gemeinschaftsbesitz dort schon so im Laufe der Zeit geklaut wurde und Gewaltphantasien gegenüber den Dieb:innen äußern.

Hannelore: „Wenn Helmut mal kurz eine Stunde wegmuss und der Raum offen bleibt, ist nichts sicher. Einmal war danach der ganze Kühlschrank leergeräumt. [...] Wir haben in der ersten Zeit überlegt, eine Nachtwache einzurichten, so schlimm was das!“

Jemand anderes: „Und das waren teilweise nicht mal Leute von hier, sondern Autos mit Bonner Kennzeichen oder so!“

Viel Ablehnung in der Runde. Die Frau sagt: „So Leute verdienen eine Tracht Prügel!“

Ganz ehrlich, ich empfinde die Reaktionen und auch solche Äußerungen in Anbetracht der Umstände noch als ziemlich beherrscht und zivilisiert. Ich spüre unwillkürlich, wie schnell man darüber in Rage geraten könnte, wenn man betroffen ist. Es ist wie ein Schlag ins Gesicht, wenn man eh schon am Boden liegt. (B-09, Z. 101-113)

Die Tatsache, dass ich als Beobachterin (und normalerweise starke Befürworterin von gewaltfreier Kommunikation) an dieser Stelle so gut mitschwingen kann, deutet auf Überreste des anfänglichen Charismas der Flutkatastrophe hin, die im sozialen Miteinander der Begegnungsstätte trotz Veralltäglichsung Bestand haben, und bestärkt den Eindruck einer speziellen Sinnprovinz rund um die Flutkatastrophe (siehe 4.1.2). Innerhalb dieser Sinnprovinz können sich ganz verschiedene Sedimente in Form von Anekdoten, Narrativen und auch Ressentiments bilden, die sich trotz aller inhaltlicher Diskrepanz darin ähneln, dass ihnen das Charisma der Katastrophe anhaftet und rationale Argumente meist an ihnen abprallen.

Die Idee einer selbstorganisierten Nachtwache, die in dieser Runde zur Debatte stand, veranschaulicht, wie weit das Misstrauen in die etablierte Institutionenordnung und die daraus erwachsene Unsicherheit tatsächlich ging. Insgesamt beobachte ich bei der Begegnungsstätte ein „universelles Gefühl des Nicht-Verstanden- und Nicht-Geholfenwerdens“ sowie „allgemeine[n] Unmut über die lange Dauer des Wiederaufbaus auf allen Ebenen“ (B-05, Z. 476-478).

Schaut man auf das gesamte Ahrtal, finden sich ein paar regelrechte Katastrophen-Sheriffs, bspw. Franz Hirst als Leiter einer großen Essensausgabe. Von ihm erfahre ich durch einen nicht betroffenen Bewohner von Niederaue, der mir von seiner ehrenamtlichen Tätigkeit in der Begegnungsstätte berichtet:

Werner: „Das war für mich eine Art Therapie, also zur Bewältigung hiervon.“ Er berichtet, dass er vor allem durch das Vorbild bzw. die Inspiration eines Mannes auf die Idee gekommen ist, der in Neuenahr eine riesige Essensausgabe eingerichtet hat. Henning Flitz. Dass ich den Namen nicht kenne, verwundert ihn beinahe, er nennt es lachend eine echte Wissenslücke. (B-06, Z. 265-268)

Allen voran ist an dieser Stelle aber kein anderer als der landwirtschaftliche Lohnunternehmer Markus Wipperfürth zu nennen, der vom ersten Tag an mit schwerem Gerät, großer Social Media Präsenz und Multiplikatorfunktion im Tal unterwegs war (vgl. Wipperfürth und Fischer 2022). In einem privat und temporär aufgebauten Flutmuseum in der Ahr-Vinothek in Marienthal entdeckte ich bei einem privaten Ausflug im April 2023 neben einigen anderen Sedimenten eine Vitrine mit Bildern, Zitaten und sogar Artefakten rund

um Wipperfürths Helfereinsatz, bei deren Anblick sich mir der Begriff „Schrein“ aufdrängt.

Dass es zu Wipperfürth und ähnlichen privaten Akteur:innen auch kritische Meinungen gibt, zeigt der t-online-Artikel „Fluthelden auf Besatzerkurs“ (2022), auf den ich bei einer Beobachtung hingewiesen werde (B-02, Z. 35-45).



Abbildung 1: eigenes Foto, Ahr-Vinothek in Marienthal (privat geführtes Flutmuseum), 21.04.2023



Abbildung 2: eigenes Foto, Ahr-Vinothek in Marienthal (privat geführtes Flutmuseum), 21.04.2023

4.5.3 Lebensweltliche Kluft zwischen Betroffenen und nicht Betroffenen (Bertolt)

Wie breit die Kluft zwischen der Sinnprovinz der Flutkatastrophe und der Alltagswelt ist, zeigt das folgende Beispiel. Bertolt, ein älterer Herr, mit dem ich bei einer Beobachtung in Gespräch komme, erzählt mir, dass er auf Facebook eine Graphik veröffentlicht hat, die das Ausmaß der Überschwemmung in Bodendorf zeigen sollte, beziffert mit einer Breite von 827 Metern. Ein anderer User der Plattform, der wohl nicht persönlich mit Bertolt bekannt war, reagierte darauf mit dem Vorwurf, dass diese Zahl doch niemals stimmen könne und er sich damit „höchst unseriös“ mache (B-01, Z. 269-273).

„Ich habe geantwortet ‚Hör mal, ich will doch keinen Krieg anfangen‘.“ Mit einer abwehrenden Geste unterstreicht er das, gepaart mit einem Ausdruck des Unverständnisses. (B-01, Z. 271-273)

Daran, dass Bertolt in seiner Erzählung überhaupt nicht speziell auf die Richtigkeit der technischen Details pocht, sondern mit einer starken persönlichen Abgrenzung reagiert, lässt sich erahnen, was das eigentliche Kernproblem ist: Er empfindet die Reaktion auf seinen Post nicht als Sachdebatte, sondern als Angriff auf seine eigene Wahrnehmung, der ihn in seiner Verarbeitung der Katastrophe verunsichert. Er nennt seine Gründe für das Teilen dieser Information nicht, aber ich interpretiere es als Bewältigungsstrategie, die darauf abzielte, das eigene Erleben in eine Form zu bringen, die sich vergleichsweise leicht erfassen und vermitteln lässt. Statt einer emotionalen Mitteilung, die an die Empathie des anderen appelliert, nutzt Bertolt hierzu den Weg des rationalen Argumentes, das die emotional bedeutsame räumliche Ausdehnung des Wassers in allgemeinverständliche und faktenbasierte Symbole übersetzt. Man könnte dies als Versuch deuten, in der Alltagswelt einen Verweis auf die spezielle Sinnprovinz der Flut zu platzieren, also ein Sediment zu schaffen, das den Kreis der Betroffenen übersteigt.

Das hatte allerdings nicht die von Bertolt beabsichtigte Wirkung der Bestätigung seiner Wahrnehmung, sondern führte genau zum gegenteiligen Effekt. Für den unbekanntem Rezipienten auf Facebook waren diese tieferen Zusammenhänge unersichtlich und er reagierte auf Bertolts Post rein innerhalb der Sinnbezüge der Alltagswelt und mit einem persönlichen Angriff, anstatt sich auf die angedeutete Sinnprovinz einzulassen. Wie weit entfernt diese Alltagswelt für Bertolt derzeit aber ist, wird an seinem Unverständnis über diese Erwiderung deutlich.

Diese Diskrepanz zwischen den primären Wirklichkeitsbezügen und die daraus entste-

hende Kluft zwischen Betroffenen und Nicht-Betroffenen beobachte ich an vielen verschiedenen Stellen, und sei es nur in beiläufigen Bemerkungen oder kleinen Gesten. So berichtet mir Helmut, ein älterer Herr von der Begegnungsstätte, mit viel Unverständnis und Befremden von einer Begegnung mit auswärtigen Fahrradtourist:innen, die ganz erstaunt gewesen seien, dass es nach einem knappen Jahr noch nicht deutlich besser aussähe (B-05, Z. 408-414). An seiner Reaktion wird deutlich, dass solche Interaktionen nicht gerade dazu beitragen, Verständnis für den persönlichen Schmerz und Trost in der emotionalen Verbundenheit mit Nicht-Betroffenen zu finden, sondern im Gegenteil den Schmerz über die Verluste und die damit einhergehenden Benachteiligungsgefühle eher noch verstärken.

Wie schnell man als Nicht-Betroffene in genau diese Rolle gerät und ohne bösen Willen einen kleinen Stich zum Leid der Menschen vor Ort hinzufügt, erlebe ich leider am eigenen Leib. Als ich gut gelaunt mit meinem Fahrrad durch den Ort fahre und unerwartet einem betroffenen Bekannten begegne, begrüße ich ihn unbedarft mit „Na, alles gut?“. Die Antwort ist ein tief erschöpftes „Joa, joa. Bei dir?“. Ich würde am liebsten im Boden versinken, habe aber kein Rezeptwissen parat, um aus diesem Fettnäpfchen wieder herauszukommen (vgl. B-01, Z. 374-380).

Am Jahrestag spreche ich mit einem jungen, nicht selbst betroffenen Handwerker aus der Region, der positiv hervorhebt, wie viel in Sachen Wiederaufbau bereits geschafft sei. Als ich einwerfe, dass ich von Betroffenen eher andere Einschätzungen höre, erwidert er:

„Ja gut, klar, dem Einzelnen geht es nie schnell genug, aber hier die Bürgersteige, das ist einfach nicht so wichtig. Also klar, für die Anwohner ist das wichtig, aber so im Großen gesehen ist das eher nachrangig. Erstmal müssen die Häuser von innen fertig sein.“ (B-07, Z. 274-276)

Egal ob bewusste Einstellung oder schlichte Unbedarftheit, solche Interaktionen transportieren soziale Erwartungen an die Betroffenen, diese große Lebenskrise so schnell und gut zu bewältigen, dass sie innerhalb der „normalen“ Institutionenordnung funktionieren können. Wer sich hier nicht außergewöhnlich gut abgrenzt, spürt vermutlich Druck auf sich lasten, alles klaglos hinzunehmen, auf der Arbeit das gewohnte Leistungsniveau zu erreichen und jederzeit zu fröhlichem Plaudern aufgelegt sein.

4.5.4 Scham über Hilfsbedürftigkeit

Zwei ehrenamtliche Helfer teilen mir unabhängig voneinander ihre Einschätzung mit, dass sich manche Menschen zu sehr für ihre Hilfsbedürftigkeit schämen, um Spendengelder oder psychosoziale Unterstützungsangebote in Anspruch zu nehmen. Zum einen habe ich mit einem Pfarrer aus dem Nachbarort Sinzig folgende Interaktion:

Er zeigt mir einen Flyer, auf dem das heutige Angebot nicht als Seelsorge, sondern als „Beratung und Unterstützung“ bezeichnet ist.

„Hier, so haben wir das jetzt in den letzten Wochen beworben und da war richtig was los, da hatten wir lange Schlangen vor der Tür. Die Seelsorge davor wurde kaum angenommen. Ich denke, die Leute wollen sich da nicht die Blöße geben. [...] Ich vergebe auch immer noch Soforthilfe, da wurde bisher nicht alles abgerufen. Wir haben noch 10.000 Euro auf dem Konto. Die Leute melden sich von selbst nicht richtig und es ist schwer, in den Kontakt zu kommen.“ (B-10, Z. 71-80)

Und zum anderen erzählt mir ein Helfer von der Begegnungsstätte in Niederaue:

„Die wirklich Betroffenen kamen hier nicht hin. Die schämen sich, das ist denen unangenehm. Die waren auch vorher nicht ins Dorf eingebunden, die erreicht man einfach nicht. Das tut mir weh, aber was soll man machen?“

Ich spüre, dass ihn das wirklich betrübt und er sich machtlos fühlt. (B-08, Z. 43-46)

Was sich hier andeutet, ist die Neuentstehung bzw. Verstärkung von Marginalisierung. Es scheint kollektive Wissensbestände zu geben, die bei den Betroffenen die Interpretation hervorrufen, dass sie die Folgen der Katastrophe alleine und ohne wohlthätige Unterstützung bewältigen können sollten, sowohl finanziell als auch emotional. Was genau hier hinein spielt, ist schwer zu erforschen, denn je stärker Menschen von diesen Interpretationen geprägt sind, desto eher ziehen sie sich zurück und entgehen somit nicht nur den helfenden Händen, sondern auch den forschenden Augen. Doch tatsächlich zeigen auch meine gut vernetzten Interviewpartner:innen an einzelnen Stellen Benachteiligungs-, Scham- und Schuldgefühle, die auf genau solche Interpretationsmuster und damit verknüpfte Erwartungsstrukturen hindeuten.

4.5.5 Prekäres Wohnverhältnis im Tiny House (Hans-Peter und Gabriele)

Das aufschlussreichste Beispiel für Benachteiligungsgefühle in meinen Daten ist die Wohnsituation von Hans-Peter und Gabriele. Sie leben in einem der Tiny Houses, die durch Spendengelder finanziert und von der Stadt Sinzig für Flutbetroffene als Übergangswohnung bereitgestellt wurden (vgl. Stadt Sinzig 2023). Ich identifiziere Ungewissheit in Bezug auf die Zukunft und empfundene soziale Abwertung als Kernprobleme des Ehepaares, wobei beide eng verbandelt sind. Konkreter Auslöser hierfür sind die formalen

Regelungen rund um die Bewohnung des Tiny Houses, für das sie eine Nutzungsentschädigung von 400 Euro pro Monat zahlen (I-01, Z. 466). Da es sich nicht um ein klassisches Mietverhältnis handelt, sind die Kündigungsfristen beiderseits ungewöhnlich kurz und in offiziellen Anschreiben findet sich nach Eigenaussage die Botschaft wieder, dass dieses Angebot noch einmal verlängert werde, um eine „Zwangsobdachlosigkeit“ der Nutzer:innen zu verhindern. Gabriele sagt dazu:

„Das hört sich so an ‚Naja, ihr kriegt das jetzt nochmal‘, aber ne, so, man kommt auch so ein bisschen in die Schiene ‚Seid mal froh, dass ihr das habt, ne!‘.“ (I-01, Z. 636-638)

Die Rahmengestaltung des Tiny House Angebots wird von ihr als abwertend und gönnerhaft interpretiert. Zudem spüren sie einen Erwartungsdruck auf sich, genügsam und dankbar für diese gesellschaftliche Lösungsstrategie zu sein, die ihren Nutzer:innen viele Entbehrungen und eine hohe Anpassungsbereitschaft abverlangt. Der Gedanke, dass sie theoretisch jederzeit rausgeschmissen werden könnten, auch wenn sie es nicht für wahrscheinlich halten, sorgt zusätzlich für emotionale Aufwühlung, denn er ist stark mit Existenzangst und sozialer Stigmatisierung verknüpft, wie die Betonung des Wortes „OB-DACHLOSIGKEIT“ als Konsequenz des Verlustes des Tiny Houses offenbart. In diese Interpretation wirken zahlreiche Wissensbestände hinein, die teilweise auch von mir als Interviewerin wie selbstverständlich ins Feld geführt oder bestätigt werden, was auf deren tiefe Verankerung in der Lebenswelt hindeutet. Dazu gehören die Institution, dass es in einer solch katastrophalen Situation in der Verantwortung des Staates liegt, Hilfe bereitzustellen, und die doppelte Legitimation der Inanspruchnahme dieses Angebotes durch den Betroffenenstatus sowie das Bezahlen eines angemessenen Preises (I-01, Z. 633-666).

Die Erwartung, mit dem Tiny House als Übergangswohnung gut zurechtzukommen, empfinden Hans-Peter und Gabriele als überzogen und unrealistisch. Um diese Einschätzung zu untermauern, illustrieren sie ihre alltäglichen Probleme mit der Wohnsituation und ziehen einige Vergleiche, die als sachliche Rechtfertigung ihrer Einschätzung dienen. Sie argumentieren, dass das Tiny House offiziell zwar für fünf Personen Wohnraum bieten soll, de facto aber eher für einen „Singlehaushalt“, einen „Mann, der so nichts braucht“ (I-01, Z. 456) ausgelegt sei. Am Beispiel ihrer Nachbarn, einer alleinerziehenden Mutter mit zwei Teenager-Töchtern, illustrieren sie mitfühlend und verständnisvoll, dass diese Wohnlösung in den meisten Fällen einfach nicht bedürfnisgerecht sei (I-01, Z. 414-425).

Wie präsent dieser Problemkomplex ist und wie stark er die Interpretationsmuster des Paares prägt, bemerke ich an ihrer Reaktion auf meine Aussage, dass ich es „spannend“ finde, dass „jetzt noch Leute einziehen“, nachdem „schon ein Jahr vergangen“ ist. Was von mir als neutrale Verwunderung ohne Wertung gemeint ist, wird von ihnen als Unterstellung fehlender Bedürftigkeit interpretiert, sodass sie weit ausholen, um mir den Umstand des späten Einzugs trotz großer Betroffenheit verständlich zu machen. Sie führen sachliche Argumente dafür an, dass viele Betroffene gezwungen waren, sich während der Wartezeit auf die Tiny Houses, die erst ab März 2022 bezugsfertig waren, eine andere Bleibe zu suchen. Die Alternativlosigkeit dieser Situation wird nachdrücklich betont, die Menschen „MUSSTEN ja irgendwohin“. Sie illustrieren gefühlvoll, wie schwierig die Lage während des Winters war, ohne funktionierende Heizungen oder Küchen in den beschädigten Häusern (I-01, Z. 931-964). Dabei kippt die Argumentationsstrategie immer wieder in die eher emotional ausgerichtete Strategie des Sich-Mitteilens. Beide Varianten zielen gleichermaßen darauf ab, eine Bestätigung der eigenen Wahrnehmung zur Orientierung und Stabilisierung in Alltagswelt und Lebensführung zu erreichen.

Im Laufe des Interviews wird immer deutlicher, dass für Hans-Peter und Gabriele eine unausgesprochene Identitätsfrage im Raum steht: Welche Lebensqualität habe ich verdient, wie hoch setze ich meine Erwartungen und womit gebe ich mich zufrieden? Ihre vielfältigen Bewältigungsstrategien zielen letztlich darauf ab, ihre Identität als würdevolle Mitglieder dieser Gesellschaft, die eine mittelständische Lebensqualität verdient haben, aller widrigen Umstände zum Trotz aufrechtzuerhalten und so eine umfangreiche Kontinuität herzustellen.

4.5.6 Nur eingeschränkte Gästebewirtung möglich (Jolien)

Doch nicht nur der eigene Wohnkomfort ist in der Übergangsphase eingeschränkt, sondern auch der von Hausgästen. Die Bewirtung und Beherbergung von Gästen ist selbst unter den besten Umständen eine sozial heikle Situation, bei der sehr viele milieuspezifische Normen zum Tragen kommen. Mein Besuch als quasi fremde Person in der notdürftigen Übergangswohnung bzw. auf der Baustelle des beschädigten Hauses könnte man vor diesem Hintergrund schon beinahe als Krisenexperiment begreifen. Das (potenzielle) Kernproblem ist hier Scham darüber, dass man die vermeintlichen Erwartungen des Gastes, also mir, nicht erfüllen kann. So kann Jolien mir bspw. keinen Kaffee anbieten und für das gewünschte Wasser hat sie nur ein Weinglas griffbereit. Mit viel Heiterkeit und

Selbstironie grenzt sie sich von dieser Situation ab:

„Was anderes haben wir hier gerade nicht. Es ist alles etwas chaotisch. Aber hey, das ist authentisch!“, fügt sie selbstironisch hinzu. (I-03, Z- 27-28)

Ganz ähnlich geht sie mit dem unaufgeräumten Zustand der Wohnung um, wobei der Erfolg ihrer Abgrenzung hier wackliger wirkt, denn an dieser Stelle spricht sie explizit von Veränderungen in der eigenen Erwartungshaltung und kognitiven Umdeutungsprozessen in Bezug auf die Erwartungshaltung anderer Personen, um ihre Ruhe mit dem beständigen „Chaos“ zu finden. Ihren Äußerungen ist Überraschung darüber anzuhören, dass man diesbezüglich tatsächlich „irgendwie entspannter“ wird:

„[...] auch dieses Chaos, ich hätte früher NIEMALS jemanden mit hier hochgenommen. Jetzt mittlerweile denke ich mir, mein Gott, es IST halt so. Also (I: Ja natürlich, unter den Umständen) fällt jetzt auch keiner tot von um, wenn er sieht, dass es bei Pfaffs nicht so besonders ordentlich ist.“ (I-03, Z. 504-507)

Insgesamt fällt auf, dass Jolien neben Humor vor allem einige Verweise auf den eigentlich gültigen und lediglich vorübergehend ausgesetzten Status Quo als Abgrenzungsstrategien nutzt. Auf diese Weise stellt sie vergleichsweise leicht eine Kontinuität ihrer Identität her, obwohl sich ihre Lebensumstände ähnlich radikal verändert haben wie die von Hans-Peter und Gabriele. Das dafür nötige Maß an Ambiguitätstoleranz erreicht sie durch ein erfolgreiches Hin- und Herwechseln zwischen verschiedenen Wirklichkeitsbereichen. Jolien scheint den Spagat zu schaffen, kognitiv an der Situation vor der Flut als oberster Wirklichkeit festzuhalten, obwohl die Situation nach der Flut im Hier und Jetzt sinnlich vorherrschend ist. Letztere betrachtet sie (unbewusst) als Sinnprovinz, deren Existenz die Gültigkeit der obersten Wirklichkeit nicht gefährdet.

4.5.7 Verwandlung des Stigmas in begünstigende Narrenfreiheit (Nadine)

Im Kontrast zu Hans-Peter, Gabriele und Jolien verwandelt Nadine das Stigma der Betroffenen in einen Vorteil, indem sie sich damit identifiziert, also ihre Identität an die Konsequenzen des Alltagsbruchs anpasst. Diese Umdeutung ermöglicht es ihr, sich nicht von Schuldgefühlen wegen Verletzungen von eigentlich geltenden Normen plagen zu lassen. Deutlich wird dies am Beispiel der Bewässerung ihres Rasens im Dürresommer 2022, dessen Anblick ich in meinem Beobachtungsprotokoll festhalte: „Das erste, was ins Auge sticht, ist der knackig grüne, sehr perfekte Rasen, während die ganze Welt drum herum, auch in Bonn, bräunlich ausgedörrt ist“ (I-02, Z. 85-86). Der Kontrast ist so auffällig, dass Nadine ungefragt zu einer Erklärung ansetzt. Ihr ist bewusst, dass sie mit ihrem Handeln

gegen die Institution des Wassersparens bei allgemeinem Wassermangel verstößt, der sie sich eigentlich verpflichtet fühlt, und drückt Bedauern über diesen Normbruch aus. Sie legitimiert ihr Handeln selbstbewusst und pointiert mit der sachlichen Notwendigkeit, frisch verlegten Rollrasen gut bewässern zu müssen, und mit dem Umstand, dass sie nicht viel Einfluss auf das Timing hatte (I-02, Z. 84-91). Wir beobachten hier eine Rationalisierung und eine Abgrenzung von Verantwortlichkeit für die Situation.

Daran schließt sie folgende Aussage an, in der die Identitätsanpassung deutlich wird: „Aber ich denke mir auch ehrlich gesagt, dass man als Flutopfer gerade ein wenig Narrenfreiheit hat“ (I-02, Z. 90-91). Sie bejaht damit eindeutig die Realität der Katastrophe und ihrer benachteiligenden Folgen auf ihr persönliches Leben und integriert die Sinnbezüge rund um die Flutkatastrophe in ihre subjektive Wirklichkeit. Auf diese Weise kann sie sich in der Alltagswelt verortet, ohne sich komplett von der veränderten materiellen Umwelt oder der Sinnprovinz der Katastrophe abgrenzen zu müssen.

Es fällt allerdings auf, dass die Legitimation für ihr normabweichendes Handeln mit einschränkenden Formulierungen in Bezug auf Reichweite („ein wenig“) und Dauer („gerade“) einhergeht und von der Phrase „Aber ich denke mir auch ehrlich gesagt“ eingeleitet wird, die auf eine gewisse Verunsicherung schließen lässt. Selbst bei einer großen Bereitschaft zur Anpassung der Identität fällt Nadine also eine klare Abgrenzung von den Institutionen der Alltagswelt schwer. Hier könnten schlichtweg Persönlichkeitseffekte zum Tragen kommen (bspw. eine stark ausgeprägte Gewissenhaftigkeit), ein möglicher Einflussfaktor könnten aber auch die verschärften Bauauflagen sein, die für den Wiederaufbau im Ahrtal gelten (vgl. Deutsche Welle 2021). Denn die reformierende Intention hinter diesen Regelungen (Hochwasserschutz, Umweltfreundlichkeit und Personensicherheit) kann analog zu meiner Äußerung gegenüber Hans-Peter und Gabriele (siehe 4.5.5) meilenweit von der erzielten Wirkung entfernt liegen. Diese Bauauflagen erzeugen für Privatpersonen und Vereine zusätzliche finanzielle und planerische Herausforderungen im Wiederaufbau und folglich auch viel Ärger, Unverständnis und Überforderung (siehe 4.5.1).

In rechtlicher Hinsicht ist hier also kaum von Narrenfreiheit zu sprechen, viel mehr werden Benachteiligungsgefühle durch die staatliche Rahmensetzung potenziell verstärkt. Ursache für die Kluft zwischen Intention und interpretativer Rezeption dürfte sein, dass der von Expertenwissen gestützten Subsinnwelt der Gesetzgebung deutlich längere

Zeitbezüge und abstraktere Zielhierarchien zugrunde liegen als der Alltagswelt des Ahr-
tals in der Nachflutzeit bzw. der hier vorherrschenden Sinnprovinz der Katastrophe, die
von dem Wunsch nach schnellen und pragmatischen Lösungen geprägt ist.

4.5.8 Ambivalente Wirkung des Helden-Narrativs (Jolien)

Im Kontrast zu Nadine ist nochmal ein Blick auf Jolien spannend, die sich im Kontakt
mit Nicht-Betroffenen mit der Typisierung konfrontiert fühlt, dass das Durchhaltevermö-
gen und die Bewältigung der Situation durch die Betroffenen „bewundernswert“ seien.
Hier schlägt das meist eher negativ konnotierte Stigma der Betroffenheit in ein regelrech-
tes Helden-Narrativ um, dessen soziale Wirkung sich für Jolien als Problem darstellt:

„Und dass DA ganz viele, die halt eben NICHT selber betroffen waren, jetzt immer
noch sagen ‚Oh, ich finde das so bewundernswert, wie ihr damit umgeht und ich
KÖNNTE das nicht‘ und weiß ich nicht. Und dann denke ich mir immer, doch, du
könntest es auch, weil du ja gar keine andere Chance hättest, ne.“ (I-03, Z. 1694-
1652)

Bei diesem Thema reflektiert sie ihre eigenen Gefühle und Reaktionen vergleichsweise
wenig und ihre Gedankengänge werden sprunghafter, die Ursache-Wirkungs-Zusammen-
hänge unklarer. Spürbar wird indes ihre Erschöpfung in Bezug auf Interaktionen dieser
Art, sie scheint sich von der transportierten Dramatik gestört und insgesamt nicht richtig
gesehen oder verstanden zu fühlen. Grund hierfür könnte sein, dass ihre mühsam aufge-
baute Normalität infrage gestellt wird, indem sie auf dieses Podest gehoben wird. Um
dieser Verunsicherung zu begegnen, grenzt sie sich von ihrer persönlichen Situation ab
und typisiert ihr Handeln als alternativlos und selbstverständlich.

Direkt anschließend schildert Jolien, dass viele Nicht-Betroffene in den ersten Tagen
zu ihr meinten, dass sie „eigentlich total bescheuerterweise so ein schlechtes Gewissen
haben, dass es ihnen gut geht“. Die Ursache dafür sieht Jolien in dem krassen Kontrast,
der sich teilweise zwischen einzelnen Straßenzügen ergab und das starke Empfinden aus-
löste, nur mit viel Glück dem „totale[n] Weltuntergang“ entronnen zu sein. Jolien rea-
gierte darauf mit dem Versuch, diese Personen zu beruhigen und von den Schuldgefühlen
freizusprechen (I-03, Z. 1652-1659).

Ein Teil ihrer Erschöpfung könnte damit zusammenhängen, dass das generelle Heran-
tragen von starken Gefühlen durch Nicht-Betroffene bei ihr ein belastendes Verantwor-
tungsgefühl auslöst, nicht nur die eigenen, sondern zusätzlich auch noch die Probleme
der anderen lösen zu müssen. Im Gegensatz zu einigen anderen Stellen im Interview und

ihrem damaligen Verhalten ist hier rückblickend wenig Empathie und Verständnis zu spüren, was auf eine mittlerweile gelungene Abgrenzung hindeutet.

Außerdem dürfte es kein Zufall sein, dass sie von dieser Schilderung der Survivor Guilt (vgl. Hutson et al. 2015) anderer nahtlos übergeht in die Auseinandersetzung mit ihren eigenen widerstrebenden Gefühlen zwischen den Polen der Selbstbemitleidung und Survivor Guilt mit Blick auf noch schlimmere Schicksale der Flutnacht (siehe 4.6.2). Eventuell weist sie das Helden-Narrativ also auch deswegen so weit von sich, um diesen eng damit assoziierten Gedanken- und Gefühlskomplex ausblenden zu können.

4.6 Erschöpfung, Depression und Trauer

4.6.1 Sinnprovinzen und Subsinnwelten ermöglichen Abstand und Unbeschwertheit

Selten sehe ich im öffentlichen Raum so viele traurige Augenpaare wie während meiner Feldaufenthalte im Ahrtal 2022, selbst wenn die allgemeine Stimmung leicht und fröhlich ist, so wie es bei meinen Besuchen auf dem Wochenmarkt oder beim öffentlichen Kennenlernpicknick der Fall ist. Zwar gibt es auch einige Menschen, die im öffentlichen Miteinander abgehärtet wirken, emotional unbewegt über die Ereignisse und Folgen der Flutnacht sprechen können oder eine Art Galgenhumor an den Tag legen, aber gerade an der Begegnungsstätte und insbesondere am Jahrestag ist eine allgemein gedrückte und erschöpfte Stimmung spürbar. Als wir über veränderte Kontakte in der Nachbarschaft sprechen, äußert Nadine die Einschätzung, dass bei einigen Menschen allmählich die Kraft schwindet und sie sich deshalb eher zurückziehen:

Nadine: „Allerdings ist das in letzter Zeit weniger geworden in der Nachbarschaft, weil jetzt doch alle übersättigt sind. Ich war letztens in Sinzig in einem Begegnungscafé und habe da mit einer Frau gesprochen, der liefen die Tränen runter. Ich habe gefragt, was los ist. Sie sagte, sie wäre so gesättigt von allem. Weißt du, ich kenne jemanden, der musste schon zweimal den neugemachten Putz abmachen, weil sich da Risse gebildet haben und der nicht gut war. Das ist so furchtbar, so zermürend. Der Mann hat gar keine Kraft mehr für irgendwas.“

Ich fühle sehr stark mit, spiegele die Traurigkeit dieser Erzählung.

Übersättigung und Erschöpfung werden hier also als Gründe genannt, weshalb sich die Betroffenen in letzter Zeit eher mehr zurückziehen als am Anfang. (B-05, Z. 133-141)

Dauer und Umfang der Belastung sowie viele Rückschläge können den Wiederaufbau und die Bewältigung in eine Sisyphos-Aufgabe verwandeln, die zermürend wirkt und zu Depression und Burn-Out führen kann. Einen ähnlichen Gemütszustand beobachte ich auch bei Uwe und Marion, als sie mir davon berichten, „wie schwierig grade alles rund

um den Bau ist, mit knappen Handwerkern und instabilen Baustoffpreisen und -lieferzeiten, langwierigen oder schlechten Gutachten“ (B-03, Z. 46-48). Im Gespräch mit ihnen wird deutlich, wie erschöpfend die Dauerexposition mit den Flutfolgen ist und wie schwer man ihr nur entkommen kann.

Diese bedrückende Atmosphäre während meines Besuchs bei den beiden löst sich allerdings immer mehr auf, je weiter wir uns von flutbezogenen Themen entfernen. Als das Gespräch auf den Aktivurlaub kommt, den sie kürzlich unternommen haben, werden sie fröhlich, berichten freudig und reflektieren dabei, wie gut es getan habe, Abstand von der Krisensituation zu bekommen (B-03, Z. 667-692). Der Urlaub kann als ganz eigene Sinnprovinz verstanden werden, dessen Sinnzusammenhänge oftmals geradezu konträr zur Alltagswelt gestaltet sind. So gilt im Alltag in der Regel ein Leistungsgebot, im Urlaub dagegen ein regelrechtes Erholungsgebot. Wer sich im Alltag nicht darum kümmert, sein Leben zu verbessern, verstößt gegen Institutionen, aber wer sich im Urlaub nicht daran erfreut, wie schön das eigene Leben bereits ist, verstößt ebenfalls gegen Institutionen.

Voraussetzung hierfür ist, während des Urlaubs sinnlich aufnahmefähig für die vorherrschende Wirklichkeit zu sein und genügend Vertrauen in ihre Institutionenordnung zu haben, um sich daran zu orientieren. Hinzu kommt noch die besondere Krux, dass das Planen des Urlaubs in der Alltagswelt geschieht und entsprechend durch die dort herrschenden Legitimationen gestützt werden muss. Kann oder darf ich mir einen Urlaub überhaupt leisten, während es doch zu Hause noch so viel zu tun gibt? Wer so denkt, wird Schwierigkeiten haben, diese Bewältigungsstrategie zu nutzen, so wie Nadine, der aus diesem Grund selbst das Unternehmen eines Spaziergangs schwerfällt (I-02, Z. 1996-2005).

Interessanterweise und entgegen meiner Antizipationen stellt sich bei Jolien ein ähnlicher Effekt ein, wenn sie von ihrer Arbeit als Lehrerin spricht:

I: [...] Du hast ja auch sehr schnell dann wieder gearbeitet, ne?

B: [...] Genau, ich habe ja dann nach den Sommerferien wieder angefangen.

I: Das war ja auch noch (lacht). Das HAT man ja dann auch noch.

B: Ja, wobei mir das grundsätzlich gutgetan hat, weil ich dann halt eben nicht permanent hier im Chaos war, sondern halt auch / und irgendwie auch / selbst wenn ich hier war, dann kann ich mich / also wenn ich Unterricht vorbereite und wenn ich so in diesem Schuldung drinne bin, dann habe ich das nicht im Kopf. Ja, also mir tut das total gut. (I-03, Z. 1780-1787)

Es scheint, als könnte der nötige räumliche bzw. gedankliche Abstand von der Flutkatastrophe ähnlich gut durch die Subsinnwelt einer Arbeitsstelle erreicht werden wie durch

die Sinnprovinz des Urlaubs. Hier wirken natürlich viele individuelle Faktoren im Hintergrund, doch dieses Beispiel deutet darauf hin, dass Arbeit keinesfalls pauschal als zusätzliche Belastung betrachtet werden sollte, sondern die damit einhergehende Verschiebung des Wirklichkeitsbezuges auch positiv zur Bewältigung der Krise beitragen kann.

4.6.2 Normalität im Ausnahmezustand erzeugt Sicherheit (Jolien)

Darüber hinaus gibt mir Jolien einen beeindruckend ausführlichen und reflektierten Einblick, wie sie es schafft, ihre alltägliche Lebensführung trotz großer Dauerbelastung funktional aufrechtzuerhalten. Denn auch ein Jahr nach der Flut ist in ihrer Erzählung die Unbegreiflichkeit des Ereignisses, das so plötzlich und radikal ihre Leben verändert hat, spürbar. Nachdem sie mir zuvor wortgewandt und flüssig von der lebensbedrohlichen Situation ihres Nachbarn (siehe 4.1.1) berichten konnte, gerät sie bei dem Gedanken an ihr eigenes Fluterlebnis ins Stocken und es fällt ihr schwer, ganze Sätze mit prägnanten Begriffen zu bilden:

„Aber ich merke einfach, also diese Erfahrung zu machen, dass einem einfach so das Zuhause so / dass das einfach so / drei Stunden, ja? Und es ist NICHTS mehr so, wie es vorher war, das ist schon was / das macht ja was mit einem, ne,“ (I-03, Z. 1725-1728)

Es scheint, als sei die Hilflosigkeit im Angesicht der Katastrophe noch nicht verarbeitet und entfalte dadurch im Hier und Jetzt als traumatische Erinnerung ihre Wirkung. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich als akutes Kernproblem die Dauer-Exposition mit Instabilität und Ungewissheit ab, die regelmäßig das Flut-Trauma triggert. So illustriert sie ausführlich, wie viele ihrer Hoffnungen in Bezug auf Baufortschritte, Urlaube oder sonstige schöne Erlebnisse innerhalb kurzer Zeit enttäuscht wurden. Ihre psychische Gesamtbelastung ist hoch, das sprichwörtliche Fass ist voll, sie ist „viel näher am Wasser gebaut“ und von ihrer Energie und ihren Nerven werde beständig „ein bisschen was weggekratzt“. Es passiert schnell, dass „ALLES zu viel“ ist, obwohl ihr objektiv betrachtet die Auslöser dafür gar nicht so schlimm erscheinen (I-03, Z. 1728-1744).

Interessant ist, dass sie nur diejenigen Bewältigungsstrategien explizit reflektiert, die ihr als automatisch und nicht bewusst gewählt erscheinen, vor allem in Form veränderter Typisierungen und Institutionen („man ERWARTET eigentlich schon gar nicht mehr, dass irgendwas einfach mal reibungslos funktioniert“ (I-03, Z. 480-481)) und einer emotionalen Abstumpfung, die sich als Form der Dissoziation und damit der Wirklichkeitsver-

schiebung interpretieren lässt. Diese Strategien sind so dominant, dass sie von Jolien bezüglich ihrer potenziell ungesunden Nebenfolgen beinahe stärker problematisiert werden als das eigentlich traumatische Fluterlebnis:

„Und ja, wie gesagt, ich bin mir dessen vollkommen bewusst, dass ich GANZ vieles verdrängt habe und dass das mit Sicherheit nicht das Gesundeste ist, aber im Moment ist es glaube ich eine ganze gute Strategie, um erstmal diese Phase zu durchstehen. Und WENN dann hier wieder Ruhe einkehrt, dann weiß ich auch, MUSS ich mich dem Ganzen irgendwie mal stellen. Aber das war bis jetzt für mich einfach so, dass ich gesagt habe, nein, das kann ich jetzt nicht auch noch zeitgleich hinkriegen. Und es funktioniert halt mit dem Verdrängen, ne, also so der Alltag läuft.“
(I-03, Z. 1767-1774)

Auch hier zeigt sie eine große Bewusstheit und Reflektiertheit über ihre eigenen Gefühle und Bedürfnisse in Kombination mit der Typisierung, dass schlimme Erfahrungen aktiv aufgearbeitet werden müssen, dem Rezeptwissen, wo man die nötige Unterstützung bekommt, und der Bereitschaft, entsprechende Hilfe anzunehmen. So erwähnt sie in diesem Kontext das Traumahilfezentrum in Ahrweiler, eine Einrichtung der gesellschaftlichen Katastrophenbewältigung, deren Angebot sie bereits für ihre Tochter in Anspruch genommen hat (I-03, Z. 1744-1748). Deutlich wird, dass sie im Moment aber noch nicht die nötige Kapazität dafür hat, ihren eigenen Verarbeitungsprozess in dieser Form anzustoßen.

Trotz Sorge über ihre psychische Verfassung, die sie befremdet und erschreckt, klingen bei ihr weder ursächliche Kritik an der gesellschaftlichen Bewältigung noch generelle Benachteiligungsgefühle durch. Stattdessen zeigt sie die Bereitschaft, diese unglückliche Lage als das zu akzeptieren, was sie ist, verknüpft mit der ausdrücklichen Hoffnung, dass sie nur vorübergehend sein möge. Die womöglich wichtigste Voraussetzung hierfür ist der Vergleich mit anderen Betroffenen, bei denen sie ganz ähnliche Probleme und Gefühlslagen beobachtet, der es ihr ermöglicht, ihr eigenes Erleben als etwas Normales zu interpretieren und so die Sorge um ungesunde Folgewirkungen abzuschwächen (I-03, Z. 1741-1744).

Dass die Identifizierung als Flutbetroffene dennoch sehr komplex ist, zeigt sich an zahlreichen weiteren Vergleichen, die Jolien zieht, wobei sie zwischen Positiv-Vergleichen (wir hatten noch Glück) und Negativ-Vergleichen (mein Schmerz ist berechtigt) hin und herpendelt. Es wirkt, als suche sie nach einer goldenen Mitte, die beständig ihren Fixpunkt ändert, sodass die gleichen Bewältigungsstrategien nicht immer gleich wirken:

„[...] wenn ich mir dann so denke 'Ach Gott, es ist alles so anstrengend und alles

so furchtbar', so Tage hat man ja, und dann kommt bei mir immer irgendwann so der Gedanke 'Ey, was willst du eigentlich? Du hast keine Todeserfahrung hier machen müssen, du hast nicht nachts auf dem Dach gesessen, du hast keinen Menschen, den du nah kanntest, irgendwie im Hochwasser verloren, du konntest in deinem HAUS BLEIBEN, du hattest GANZ schnell wieder STROM, was willst du eigentlich?'. So, ne, und dann denke ich mir fast schon wieder so, oh ich darf mich gar nicht beschweren. Dann ist das dieses schlechte Gewissen, weil es andere gibt, die es noch krasser getroffen hat. Und dann denke ich mir aber immer, ja okay, ja, GIBT es und trotzdem ist es hier halt grade blöd.“ (I-03, Z. 1660-1669)

Der Positiv-Vergleich, den sie an anderer Stelle als erfolgreiche Strategie beschreibt, um sich „so ein bisschen zu erden und wieder runterzukommen“, schlägt hier aufgrund seiner nicht beabsichtigten Nebenfolgen in Form von Verunsicherung, Schuldgefühlen und Autoaggression ins Gegenteil um. Diese neuen Probleme bewältigt Jolien durch Ambiguitätstoleranz und dadurch, sich emotional mitzuteilen. So reagiere ich auf ihre Worte intuitiv mit: „Ja, es hilft letztendlich auch keinem, wenn du dich dann noch schlecht fühlst, ja.“, woraufhin sie direkt etwas erleichtert scheint (I-03, Z. 1670-1672).

4.6.3 Verbundenheit mit der eigenen Trauer (Nadine)

Als Kontrast zu Joliens traumatisch geprägtem Gesamterleben lohnt sich ein Blick auf Nadines Umgang mit einem speziellen Verlust, der vergleichsweise gering erscheint, aber großen Beispielscharakter hat. Nadine hat durch die Flut ihren Konzertflügel verloren, einen Gegenstand, der für sie nicht nur von großem materiellen, sondern auch emotionalen Wert war. Sie beschreibt sich selbst als Künstlerin und Ästhetin und ist zudem auch beruflich an ihr Klavier gebunden, sodass sie vermutlich viele glückliche und leidenschaftliche Stunden ihres Lebens an diesem Instrument verbracht hat. Ihre Persönlichkeit und ihre langjährigen Routinen haben den Flügel in ein wichtiges Sediment ihrer Biographie verwandelt, dessen Verlust für sie schmerzhafter ist als von außen ersichtlich (I-02, Z. 50-65).

Ihre Trauer über den Verlust räumt sie im Gespräch mit mir offen ein, ohne dabei von ihren Gefühlen überwältigt zu werden oder sich davon abzugrenzen. Gerade in der Kürze und Unscheinbarkeit unseres Wortwechsels zu diesem Thema zeigt sich der in meinen Augen weite Fortschritt ihres Verarbeitungsprozesses, den ich als Verbundenheit mit sich selbst, ihren Gefühlen und dem verlorenen Sediment in Form des Flügels deute. Gerade weil sie keine Erklärungen, Rechtfertigungen, Einschränkungen oder ähnliches anfügt, wirkt sie im Reinen mit dem Verlust und seinen Konsequenzen, sie scheint ihn psychisch

integriert zu haben.

Die relativ schnelle Anschaffung eines neuen Flügels könnte hierbei allerdings nicht nur rein positiv auf die Verarbeitung wirken, sondern den unbeabsichtigten Nebeneffekt haben, dass er Nadines Verlust für andere Menschen schwerer nachzuvollziehen macht, was die so wertvolle Orientierung an anderen erschweren könnte. So fällt es tatsächlich selbst mir als Forscherin und ebenfalls künstlerisch veranlagter Mensch schwer, in der schicken und ordentlichen Atmosphäre ihres komplett renovierten und neu eingerichteten Hauses aufzuspüren, hinter welchen Gegenständen und Umständen sich eine fortbestehende emotionale Belastung verstecken könnte. Stattdessen drängt sich mir in diesem Setting schnell der Fehlschluss auf, dass Nadine die Flut schon komplett bewältigt hat und vermutlich ohnehin nicht stark an ihrer Einrichtung hing. Erst im Laufe eines langen Interviews und dank sehr viel Offenheit ihrerseits begreife und spüre ich, wie viel Schmerz sich hinter der hübschen neuen Tapete versteckt.

Zwar hat Nadine scheinbar genügend anderweitige Strategien nutzen können, um den Verlust zu bewältigen. Dieses Beispiel steht jedoch symbolisch für sehr viele flutbedingte Verluste, die häufig materiell schneller bewältigt werden als emotional und deren anhaltende Belastung gerade auch von Außenstehenden nicht unterschätzt werden sollte, sofern sie Teil eines unterstützenden Umfeldes sein möchten.

4.6.4 „Mama, ALLE gehen weg“

Nachdem sich die gesamte Auswertung bis zu diesem Punkt um die Krisenbewältigung der Erwachsenen gedreht hat, möchte ich im letzten Unterkapitel ein exemplarisches Schlaglicht darauf werfen, welche starke Einflüsse die Flutkatastrophe auf das Leben von Kindern haben kann. Wie in Kapitel 4.2.1 bereits kurz angedeutet, kann die flutbedingte Veränderung des sozialen Umfeldes für Kinder eine hohe Belastung darstellen. Jolien berichtet über ihren Neffen, der zum Zeitpunkt der Flut im Kindergartenalter war:

„[M]eine Schwester hat mir erzählt, dass er irgendwann so richtig da saß und sagte 'Mama, ALLE gehen weg' (leise, traurig). Ja, weil für ihn ja wirklich seine Welt in der Nachbarschaft total zusammengebrochen ist, ne. Also einmal die eigenen Großeltern sind nicht mehr mit im Haus, die sonst immer da waren. Und er hatte halt auch vorher, so den Sommer davor und dann bis letztes Jahr in den Sommer hinein sich total mit dem direkten Nachbarn angefreundet.“ (I-03, Z. 1270-1275)

Tatsächlich war die erwähnte Freundschaft mit dem Nachbarn bereits eine sehr erfolg-

reiche Bewältigungsstrategie des Jungen in Bezug auf den vorgelagerten Verlust des Uropas, an dessen Stelle er sich „einen neuen gesucht“ habe. Hierin zeigt sich eine hohe Anpassungsbereitschaft, die Typisierung „Uropa“ zu übertragen und sich damit der neuen Situation bedürfnisgerecht anzupassen. Der direkte Nachbar kam hierfür in Frage, weil er ein ähnliches Alter wie der verstorbene Uropa hatte und mit der gemeinsamen Liebe zur Natur ein geteiltes Interesse vorlag, auf dessen Basis sich der bereits bestehende Kontakt vertiefen konnte. Die Ähnlichkeit zu einer allseits vertrauten Figur („der sieht ein bisschen aus wie Peterson von ‚Peterson und Findus‘ und IST auch so ein bisschen so, glaube ich“) dürfte zudem geholfen haben, bei den Eltern und sonstigen intervenierenden Erwachsenen das nötige Vertrauen zu erwecken (I-03, Z. 1275-1281).

In der Schilderung dieser kindlichen Bewältigung eines Todesfalls in der Familie zeigt sich die hohe Anpassungsbereitschaft und Selbstwirksamkeit, die bereits kleine Kinder an den Tag legen können, sofern die nötigen Rahmenbedingungen vorhanden sind. Hier scheinen bestehende soziale Kontakte (wenn auch nur oberflächlicher Natur), räumliche Nähe und das Zugeständnis der nötigen Freiheit durch die Erziehungsberechtigten ganz wichtige Faktoren zu sein, damit ein Kind seine individuellen Ressourcen aktivieren kann.

5. Schlussbetrachtung: Eine Krise, 1000 Wege der Bewältigung

5.1 Überblick über Kernprobleme, Kontextfaktoren und Bewältigungsstrategien

Im Zuge der Auswertung meines Datenmaterials identifiziere ich zahlreiche Probleme, Kontextfaktoren und Bewältigungsstrategien, die ich zu folgenden Kategorien zusammenfasse:

- *Problembereiche*: Überforderung, Instabilität, Schmerz, gesellschaftliche Konnotation, Folgeprobleme von Dissoziation
- *Kontextfaktoren*: Wissensbestände der Alltagswelt, spezielle Wirklichkeitsbereiche, kollektive Umwelteinflüsse, individuelle Ressourcen
- *Bewältigungsstrategien*: Verschiebung des Wirklichkeitsbezuges, Orientierung an anderen, Unterstützung durch andere, Anpassung oder Herstellung von Kontinuität, aktive Auseinandersetzung

Eine ausführliche Darstellung dieser Kategorien mit ihren jeweiligen Unterformen und Verweisen auf die zugehörigen Kapitel der Ergebnisdarstellung findet sich im Anhang. Das Feedback der Betroffenen zu meiner (vorläufigen und groben) Präsentation dieser Ergebnisse im lokalen Ortsbeirat zielt primär auf das Thema Traumatisierung ab:

Ein Mann berichtet anschließend davon, dass er nicht weiß, wie er damit umgehen soll, wenn Menschen in seinem Umfeld so stark durch Gewittermeldungen oder starke Regenfälle getriggert werden. „Ich versuche dann, sie zu beruhigen, aber das ist schwer. Und wenn ich mir das hier so anschau, dass man sich ablenken soll, das geht doch in so einer Situation gar nicht.“

Ich versuche, in meiner Reaktion deutlich zu machen, dass hier traumatische Erinnerungen hervorgerufen werden, die tatsächlich sehr belastend und schwer zu bewältigen sind. Ich bestärke den Mann in seinem Versuch, die Betroffenen zu beruhigen, indem er ihnen Orientierung und Sicherheit anbietet, und verweise anschließend auf Traumahilfestellen. (B-13, Z. 67-75)

Aufgrund ihrer soziologischen statt psychologischen Ausrichtung kann diese Studie keine klare Trennung zwischen traumatischer und anderweitiger Belastung liefern, es zeichnet sich jedoch ab, dass der gesamte Problembereich der Überforderung stark traumassoziert ist, ebenso der Bereich der Folgeprobleme durch Dissoziation, welche eine wichtige Bewältigungsstrategie bei Traumatisierung darstellt. Grundsätzlich scheinen viele der hier genannten Bewältigungsstrategien auch bei traumatischer Belastung eine gewisse Abhilfe leisten zu können, manchmal stoßen sie genau hier aber auch an ihre Grenzen und den Betroffenen bleibt nur noch die nebenwirkungsreiche Dissoziation. Diese zieht eine Vernachlässigung der eigenen Bedürfnisse nach sich, wie sie bereits von

Hofer beschrieben wurde (vgl. Hofer 2014, 499ff.). Auch bestätigt sich Hofers Postulat der großen Bedeutung von Selbstreflexion, um eine Lebenskrise gut bewältigen zu können (vgl. Hofer 2014, 508f.). In der vorliegenden Arbeit deutet sich allerdings an, dass es viel Akzeptanz und Ambiguitätstoleranz braucht, um das nötige Maß an Selbstreflexion zu ermöglichen, um Dissoziation auszugleichen bzw. ihr entgegenzuwirken. Simpel gesagt: Man muss die schmerzhafteste Wahrheit nicht nur aufdecken, sondern auch ertragen können. Der Einfluss von kulturellen Wissensbeständen rund um den Umgang mit existenziellen Notlagen, Todesfällen und Trauerprozessen sollte hierbei nicht unterschätzt werden, auch wenn er an dieser Stelle leider nicht vertieft werden kann.

Bewältigungsstrategien sind grundsätzlich als Mittel zur relativen und punktuellen Verbesserung der subjektiv eingeschätzten Lage zu verstehen, die ebenso Teil von Übergangs- oder Notlösungen sein können wie von erfolgreichen Verarbeitungsprozessen. Per se ist keine dieser Bewältigungsstrategien besser oder schlechter, sie alle haben ihre Angemessenheit in bestimmten Problem- und Rahmenkonstellationen und ziehen unbeabsichtigte Nebenfolgen nach sich, die ggf. zu neuerlichen Problemen werden können. Individuell und situativ unterschiedlich ist auch, welche Strategien am ehesten zu der Art psychischer Integration führen, auf die eine Traumatherapie abzielt. Hierbei lernt die:der Betroffene, „das Trauma als Teil seines Lebensweges zu betrachten und ggfs. einen Sinn aus dem Erlebten abzuleiten“ (Eichenberg und Zimmermann 2017, S. 86). Ob man sich dies überhaupt als Ziel setzen und die nötigen Ressourcen investieren möchte, liegt natürlich im persönlichen Entscheidungsbereich eines jeden Menschen.

Interessant ist, dass die traumatische Erlebnisqualität eng verknüpft zu sein scheint mit dem Charisma der Flutkatastrophe, welches auf gesellschaftlicher Ebene analog zur individuellen Überlebensreaktion eine bedingungslose Priorisierung der bedrohlichen Situation und maximale Ressourcenaktivierung zu ihrer Bewältigung anregt. Die Datenlage legt nahe, das Erleben der Katastrophe und die emotional geprägte Erinnerung an sie als spezielle Sinnprovinz zu betrachten, in der traumatisch und charismatisch geprägte Sinnzusammenhänge sowie Grenzsituationen mit Todesbezug vorherrschen und die daher in starkem Kontrast zur rationalisierten Alltagswelt steht. Der Bewältigungsbereich der Wirklichkeitsverschiebung zielt auf genau diese Differenz ab, da innerhalb der Sinnprovinz der Katastrophe viele Probleme stärker hervortreten und bereits kleine, momenthafte

Ausflüge in die Alltagswelt entlastend wirken können, und sei es nur durch eine scherzhafte Randbemerkung hier und da.

Eine soziologische Traumaforschung könnte hier ansetzen und die Fragestellung bearbeiten, inwiefern ein psychologisch definiertes Trauma mit phänomenologischer Erlebnisqualität, kulturellen Wissensbeständen und sozialen Strukturen zusammenhängt. Gerade für kollektiv erlebte Traumata, bspw. im Nachgang einer („Natur“-)Katastrophe, eines Terroranschlags oder eines Krieges, sind soziologische Untersuchungen auch von großer Bedeutung, um den gesellschaftlichen und kulturellen Wandel zu verstehen, den solche Ereignisse oft nach sich ziehen. Entsteht im Ahrtal gerade eine traumabedingte „Nachflutmentalität“, die Generationen später ebenso selbstverständlich in alltäglichen Gesprächen als Erklärung für historische Entwicklungen herangezogen wird, wie es aktuell mit der Nachkriegsmentalität unserer kriegstraumatisierten Großelterngeneration geschieht?

5.2 Die wichtigsten Zusammenhänge von subjektiver und objektiver Wirklichkeit

Auffällig ist, dass die Alltagswelt nur wenig allgemein zugängliches Rezeptwissen zur Lösung all der Probleme bereithält, denen sich die Betroffenen im Rahmen der Flutkatastrophe gegenübersehen, sodass viel Orientierungslosigkeit und Verunsicherung herrscht. Manchmal stehen ihre Institutionen sogar regelrecht konträr zu präventiven Maßnahmen (siehe 4.1.4). Das deckt sich mit den Befunden von Annegret Thieken et al., die bei einer Umfrage im Ahrtal wenige Monate nach der Flutkatastrophe feststellen, dass 46% der Befragten, die eine Warnung vor der Starkregengefahr erreicht hat, von einem Mangel an „situational knowledge on protective behavior“ (Thieken et al. 2023, S. 973) berichten.

Entsprechend müssen die Betroffenen hier oft ungewohnte Wege gehen und sich in einer instabilen und dysfunktionalen gesellschaftlichen Ordnung zurechtfinden. Die Orientierung an anderen Menschen im direkten Austausch stellt sich vor diesem Hintergrund als besonders wichtig heraus, um die alltägliche Lebensführung durch äußerliche Gewissheiten zu stabilisieren und entlasten. Voraussetzung hierfür ist meist ein resonanzfähiges soziales Umfeld, das Aufmerksamkeit und Empathie anbietet und somit als sichere Quelle von Orientierung empfunden werden kann. Jenseits davon kann es aber auch schon stabilisierend wirken, wenn andere Menschen, die gleichermaßen betroffen sind, ähnlich fühlen und handeln wie man selbst und dadurch Normalität suggerieren. Dies deckt sich

mit dem Forschungsstand der Psychotraumatologie, die soziale Kontakte und soziale Unterstützung „in zahlreichen Studien als sehr wichtige[n] Schutzfaktor“ (Eichenberg und Zimmermann 2017, S. 12) bei der Bewältigung von (potenziell) traumatischen Erlebnissen identifiziert hat.

Wer vorher bereits gut vernetzt war und auf soziale Unterstützung zählen konnte, hat diese Ressourcen im Angesicht der Katastrophe aktiviert, viel Unterstützung erfahren und erfreut sich anschließend an noch intensiveren Kontakten als vorher.¹⁷ Komplementär sieht die Lage für Menschen aus, die eher zurückgezogen leben, nicht ausreichend Hilfe aus ihrem Umfeld beziehen konnten und sich jetzt noch einsamer oder abgehängter fühlen als zuvor. Entsprechend stark geht nicht nur die Wahrnehmung des sozialen Zusammenhalts auseinander, sondern auch die Gestaltung der individuellen Bewältigungswege. Da Stabilität für die Betroffenen so essenziell und gleichzeitig im sozialen Miteinander so fragil ist, können diese Unterschiede schnell zu Konflikten oder abgrenzendem Sozialverhalten führen. Je mehr das Charisma der Katastrophe schwindet und Veralltäglichsung Einzug hält, desto mehr verstärken sich diese auseinandertreibenden Effekte.

Auch zwischen Betroffenen und Nicht-Betroffenen ist Konfliktpotenzial gegeben. So können bspw. Verständigungsprobleme aufkommen, wenn für die Kommunikationspartner:innen unterschiedliche Sinnbezüge vorherrschen, ohne dass dies klar ersichtlich ist. Darüber hinaus zeigt sich hier ähnlich wie in Kuderäs Studie zur deutschen Wiedervereinigung (vgl. Kuderä 2000) eine starke Wirkung der gesellschaftlichen Konnotation der Krisenlage, welche nicht nur mit abstrakten Gerechtigkeitsfragen einhergeht, sondern auch ganz alltagspraktisch mit komplex verschachtelten Scham-, Schuld- und Benachteiligungsgefühlen, die unmittelbares Leid erzeugen und die Annahme von Hilfe erschweren (siehe 4.5).

Dieser Problemkomplex wird nicht nur von kulturellen Rahmenfaktoren beeinflusst, sondern auch von der gesellschaftlichen Katastrophenbewältigung, deren Analyse nicht im Fokus dieser Arbeit steht, zu der sich aber an einigen Stellen Elemente verschiedener Lösungsstrategien beobachten lassen. Tatsächlich klingt in 4.5.2 ein öffentliches Machtvakuum und das Aufkeimen von Plünderungen und Bürgerwehren an, welche an die suizidale Lösung nach Clausen (siehe 3.4.1) erinnern. Diese Phänomene sind hier aber eher

¹⁷ Siehe hierzu auch das etablierte soziologische Konzept des „Matthäus-Effektes“, welches das Sprichwort „Wer hat, dem wird gegeben“ wissenschaftlich belegt (vgl. Merton 1968).

als Symptome einer recht kurzen Schockphase direkt nach der Flutkatastrophe zu verstehen, die nicht zwingend ausschlaggebend für die langfristige gesellschaftliche Bewältigung ist. Man darf nicht vergessen, dass Clausens Modell (vgl. Clausen 1994) sehr langfristig ausgerichtet ist und entsprechend historisch erforscht werden müsste.

Längerfristig gesehen gibt es einerseits vielfältige Reformbemühungen, bspw. bei der Installation von Sirenen (vgl. SWR 2022), beim Baurecht (vgl. SWR 2023a) und bei der Ausweisung von Retentionsflächen (vgl. blick aktuell 2022), andererseits aber auch viel bürokratische Starrheit (vgl. SWR 2023d), weitverbreitete Politikverdrossenheit¹⁸ und eine ausbleibende institutionelle Etablierung von Ersatz-Facheliten (SWR 2023c; Zeit online 2023), sodass sich für mein Empfinden ein primär restaurativer Lösungsweg im Ahrtal abzeichnet. Eine solche Entwicklung dürfte im Sinne des theoretischen Modells von Clausen direkt zurück zu der gesellschaftlichen Klassenformation führen, die mit weitläufiger sozialer Benachteiligung und Marginalisierung einhergeht und nicht nur eine erneute Katastrophe wahrscheinlicher macht, sondern auch die individuelle Bewältigung erschwert.

Zudem deuten Pfisters Forschungsergebnisse an, dass der restaurative Lösungsweg im Ahrtal eine große Legitimationslücke aufweist. So beobachtet sie in ihrer Studie des Murenabgangs in St. Lorenzen ebenfalls eine Restabilisierung der gewohnten Ordnung im Sinne einer restaurativen Lösung, die allerdings der gesellschaftlichen Interpretation der Katastrophe angemessen ist. Die dort vorherrschende Deutung lokalisiert die Ursachen des verheerenden Ereignisses außerhalb des gesellschaftlichen Funktionszusammenhanges, und liefert so eine wirkmächtige Rationalisierung und ein zentrales Legitimationselement für die restaurative „Weiter-So-Lösung“ (vgl. Pfister 2020, 272f.). Da im Kontrast hierzu die Einbettung der Ahrtal-Katastrophe in gesellschaftliche Funktionszusammenhänge gut ersichtlich und kaum umstritten ist, steht zu erwarten, dass der restaurative Lösungsweg im Ahrtal keine ausreichende Legitimationsgrundlage dieser Art hat und daher großes Potenzial für politische Spannungen und Konflikte birgt.

¹⁸ Siehe hierzu exemplarisch den biographischen Bericht eines flutbetroffenen BKA-Beamten, der im September 2021 folgende Eindrücke festhält: „Der Landrat des Kreises Ahrweiler ist bis heute nicht zurückgetreten. Aber das Amt hat er ruhen lassen, krankheitsbedingt, seit dem 17. August. Das kann man machen. Ist auch schlau, schon wegen der Pensionsansprüche. Man sollte dann nur nicht zuhören, wie die Leute darüber urteilen. Mein eigener Glaube an politische Mandatsträger in diesem Land ist jedenfalls endgültig zerstört – und ich bin die fleischgewordene Verfassungstreue.“ (Neumann 2021, S. 150).

5.3 Theoretisches Gesamtmodell der Bewältigung

Um die normativ-einstufende Perspektive Clausens zu vertiefen und mit der Erforschung der alltäglichen Lebensführung im Kontext von Krisen in Bezug zu setzen, möchte ich ein theoretisches Schema vorschlagen, das sowohl die gesellschaftliche als auch die (kollektiv auftretende) individuelle Krisenbewältigung auf einer Skala des Aktivitätsgrades auffächert, wobei für beide Sphären eine mittlere Aktivität als Ideallösung definiert wird. Sie impliziert eine ausgewogene Balance zwischen den Polen der chronisch passiven Untererregung und der chronisch aktionistischen Übererregung.

		Anarchie	Restaurativ	Reformativ, eher passiv	Friedensstiftung	Reformativ, eher aktionistisch	Antagonistisch	Totalitäres Regime
		p.	gesellschaftlich					a.
Depression/Burnout	p.	7	6					7
Abwarten/Rückzug	individuell	6	5	4			5	6
Balance, eher passiv		4	3	2	3	4		
Psychische Integration			2	1	2			
Balance, eher aktionistisch			3	2	3			
Überanpassung		5	4			5		
Panik/ PTSD/agitierte Depression	a.	7	6					7

Tabelle 2: Schema der gesellschaftlichen und individuellen Krisenbewältigung, eigene Darstellung

p: passiv

a: aktionistisch

1: erfolgreiche Bewältigung im Sinne vorherrschender materialer Werte

2: Mittelweg aus vorherrschenden materialen Werten und funktionaler Stabilisierung

3: Risiko des Verlustes der vorherrschenden materialen Werte

4: funktionale Stabilisierung, Vernachlässigung vorherrschender materialer Werte

5: Risiko des Scheiterns

6: teilweises Scheitern

7: gesamtes Scheitern

Individuelle Krisenbewältigung:

- Die *Bestlösung* der individuellen Bewältigung stellt eine stabile Kombination aus psychischer und sozialer Integration dar. Sie lässt sich verstehen als umfassende emotionale Verarbeitung sowie kognitive Einordnung in die alltagsweltlichen Wissensbestände, sodass eine bedürfnisgerechte und wertebasierte alltägliche Lebensführung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung möglich ist. Sie könnte auch als Leben im Einklang mit der inneren Natur¹⁹ verstanden werden, ist aber oft nur schwer vereinbar mit der gleichzeitigen Herstellung von funktionaler Stabilität und daher sehr voraussetzungsreich.
- Flankierende *Normallösungen* sind relativ ausgewogene Mischungen aus Anpassung an die neue Situation und Herstellung von Kontinuität zur gewohnten Lebensführung. Je nach Erregungsniveau gibt es eine stärkere Tendenz zu Anpassung oder Kontinuität, wobei beides zu einer leichten Vernachlässigung der eigenen Bedürfnisse führen kann. Diese Lösungen stellen einen Mittelweg aus Wohlbefinden und Funktionalität dar und erreichen nicht das gleiche Maß an Selbstverwirklichung wie die Bestlösung.
- Die *Notlösungen* sind von Dissoziation geprägt, welche als fehlende Verbundenheit mit sich selbst verstanden werden kann und als solche die bedürfnisgerechte Gestaltung der alltäglichen Lebensführung erschweren kann. Sie sind oft und insbesondere direkt nach dem Kriseneintritt die einzige Möglichkeit zur funktionalen Stabilisierung des Alltags. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen Rückzug bzw. apathischem „Abwarten“ einerseits und übermäßiger, aktionistischer Anpassung andererseits.
- Als *Scheitern* der individuellen Krisenbewältigung lässt sich auf Seite der Untererregung Depression oder Burn-Out einordnen, auf Seite der Übererregung der Symptomkomplex Panik, posttraumatische Belastungsstörung und agitierte Depression.

¹⁹ Siehe zur Verknüpfung der alltäglichen Lebensführung mit der inneren Natur des Menschen bzw. der Entfremdung von eben jener bspw. Jochum 2020.

Gesellschaftliche Krisenbewältigung:

- Die *Bestlösung* stellt hier die charismatische und emotional bedeutsame Friedensstiftung dar, die zu einer Umsetzung der zentralen gesellschaftlichen Werte führt. Analog zur psychischen Integration ist sie nur unter zahlreichen idealen Bedingungen zu erreichen und per Definition nicht lange haltbar. Eventuell könnte man hier von einem gesellschaftlichen Leben im Einklang mit der äußeren Natur sprechen.
- Als *Normallösung* ist hier die reformative Lösungsstrategie anzusehen, bei der substantielle Anpassungen der objektiven Wirklichkeit in Reaktion auf die Krise angestoßen werden, die zentralen Werte aber nicht zufriedenstellend erfüllt werden, weil ihnen zu viele funktionale Hindernisse im Weg stehen. Im Sinne des Schemas könnte diese Lösung noch einmal unterteilt werden in primär passiv, also mit Tendenzen zu schlichter Restauration, oder primär aktionistisch, also mit Tendenzen zu antagonistischen Elementen.
- Restaurative und antagonistische Lösung stellen je eine Variante der *Notlösungen* dar, die eine funktionale Stabilisierung auf Kosten der Umsetzung zentraler Werte anstreben. Im übertragenen Sinne könnte man auch hier von Dissoziation sprechen, da die zahlreichen wertverletzenden Vorgänge innerhalb der Gesellschaft, bspw. die Benachteiligung von Randgruppen, weitgehend aus der objektiven Wirklichkeit verdrängt werden müssen, damit aus diesen Widersprüchlichkeiten keine destabilisierenden Konflikte erwachsen. Gleichzeitig werden so allerdings auch konstruktive Veränderungsprozesse erschwert.
- *Scheitern* lässt sich als Liquidation der Werte verstehen, einerseits passiv als Anarchie wie von Clausen beschrieben, andererseits aber auch aktionistisch als Entstehen eines totalitären Regimes im Sinne eines Extremfalls der antagonistischen Lösung. Kennzeichnend für beides ist, dass weder zentrale Werte verwirklicht noch eine funktionale Stabilisierung erreicht werden, sodass sie als Gegenteil zur Friedensstiftung verstanden werden können (auch wenn besagtes totalitäres Regime ebenfalls durch eine charismatische Bewegung eingesetzt wird).

Für die Gesamteinstufung einer Kombination gilt, dass das schlechtere ausschlaggebend ist. Damit wird dem Umstand Rechnung getragen, dass selbst eine Friedensstiftung für die Alltagswelt insgesamt werteverletzend oder sogar dysfunktional sein kann, wenn sie damit einhergeht, dass ein signifikanter Teil der Bevölkerung auf einem subjektiv problematischen Bewältigungsweg wandelt. Denkbar ist dieser Extremfall bspw., wenn die zentralen kollektiven Werte umgesetzt werden, sich diese weit verbreiteten Ideale in der Praxis aber eher als Dystopie herausstellen, deren Umsetzung den Individuen zu viel abverlangt bzw. die sich nicht mit der Natur und Kultur der Menschen vereinen lässt. Umgekehrt wäre auch vorstellbar, dass sich die Mehrheit der Menschen erfolgreich um psychische Integration bemüht, dadurch auf gesellschaftlicher Ebene aber ein anarchisches Machtvakuum entsteht, weil alle krankgeschrieben sind oder freiwillig ihre verantwortungsvollen und stressigen Arbeitsstellen verlassen.

Sämtliche Bewältigungsstrategien stellen dynamische und stark ineinandergreifende Prozesse dar. Entsprechend können solche Klassifizierungen immer nur Momentaufnahmen sein. Die gerade angeführten Beispiele sind daher als Illustrierung von extremen Kippunkten zu verstehen. Sobald die (kollektive) individuelle oder die gesellschaftliche Bewältigung scheitert, ist ein neuerlicher Krisen- bzw. Katastropheneintritt geschehen und die einstmalige Friedensstiftung bzw. psychische Integration schon längst wieder Geschichte.

5.4 Kritische Überlegungen und Ausblick

Die wohl wichtigste Limitation dieser Studie ist, dass sie auf der Interaktion mit Betroffenen beruht, die besonders kontaktfreudig und (innerhalb ihrer Kommune) gut vernetzt sind. Anders wäre ich ihnen gar nicht erst im öffentlichen Raum oder über gemeinsame Bekannte begegnet und mit ihnen ins Gespräch gekommen. Da sich soziale Kontakte als wichtige Ressource für zahlreiche Bewältigungsstrategien herausgestellt haben, lässt sich annehmen, dass meine Ergebnisse ein überdurchschnittlich positives Bild zeichnen. Entsprechend ist der Bereich der mehr oder minder gelungenen individuellen Krisenbewältigung hier besser ausgeleuchtet als der des Scheiterns, welcher eher anekdotenhaft über Dritte Eingang gefunden hat.

Eine eingeschränkte Generalisierbarkeit der Ergebnisse ergibt sich auch durch eine gewisse soziokulturelle Schiefelage in den Daten, da es mir aufgrund von bestehenden Kontakten, Sympathieeffekten und ähnlichen lebensweltlichen Sinnbezügen schlichtweg

leichter fiel, mit Personen ins Gespräch zu kommen, die meinem akademischen Milieu nahestehen.

In Bezug auf das Mensch-Natur-Verhältnis, das aus wissenschaftlicher Sicht so zentral ins Auge sticht, wenn es um Naturkatastrophen geht, findet sich in meinen Daten ebenfalls relativ wenig. Das mag einerseits daran liegen, dass weder meine Theoriebasis noch meine Methodik gezielt darauf ausgerichtet waren, andererseits bot mein offenes Forschungsdesign aber durchaus die Möglichkeit, einige der zentralsten Themen für die Menschen vor Ort einzufangen. Hierbei taucht die lokale Umgebung, bspw. in Form des veränderten Flusslaufs, des eigenen Gartens oder der Wetterlage, zwar als Trigger für flutbezogene Erinnerungen auf und ist als solche belastend konnotiert, ein generelles Haderen mit der Natur, dem Universum, Gott oder einer sonstigen höheren Macht ist mir jedoch nirgendwo begegnet. Das könnte daran liegen, dass diese Thematik von den Betroffenen lieber privat gehalten und nicht in die Kommunikation eingebracht wird, es könnte aber auch sein, dass die Präsenz menschlicher bzw. gesellschaftlicher Dysfunktionalitäten in Bezug auf Bauplanung, Prävention, Evakuierung und Wiederaufbau so übermächtig ist, dass sie als Ursache dieser Katastrophe „ausreichen“. Neben dieser unmittelbaren Einbettung des Flutgeschehens in gesellschaftliche Handlungskontexte rückt auch der langfristige und erdumspannende Themenkomplex des menschengemachten Klimawandels und dessen Beitrag zu Extremwetterereignissen vielfach in den Hintergrund.

Die oben erwähnten ortsgebundenen Trigger könnten wie in 4.4.1 angedeutet ausschlaggebend sein für die biographische Richtungsentscheidung „Moving or Staying?“, zu der Alessa Truedinger et al. in ihrem einschlägigen Artikel von 2023 erste quantitative Daten liefern. In zwei Befragungswellen im Juli bzw. November/Dezember 2022 identifizieren sie Wohneigentum, Ortsverbundenheit und Risikoeinschätzung eines erneuten Extremereignisses als wichtigste Faktoren (vgl. Truedinger et al. 2023, S. 1), wobei sie das hier angedeutete Zusammenspiel des Wohnortes mit der psychischen Gesundheit explizit als Gegenstand von qualitativem Forschungsbedarf benennen (vgl. Truedinger et al. 2023, 18f.).

Ganz besonders hervorheben möchte ich abschließend das Risiko sozialer bzw. gesellschaftlicher Konflikte und ggf. auch Spaltungen, welches sich bei meiner Forschung im Ahrtal 2022 deutlich abzeichnet. Begleitende qualitative Studien über die nächsten Jahre hinweg könnten einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die Entstehung oder Verschärfung

von Konflikten durch kollektive Krisensituationen besser zu verstehen und Ansatzpunkte für Interventionen zu identifizieren. Neben den hier analysierten Aspekten der individuell unterschiedlichen Bewältigungswege (1) sowie der gesellschaftlichen Konnotation von Betroffenheit und Hilfsbedürftigkeit (2) sind insbesondere die Verteilung knapper öffentlicher Güter (3) sowie die Gestaltung von Erinnerungskultur (4) als Ursachen solcher Konflikte im Blick zu halten.

So klingt in meinen Ohren keine Aussage so sehr nach wie die eines evangelischen Pfarrers aus der Stadt Sinzig, mit dem ich im August 2022 vor den Türen einer dortigen Anlaufstelle für Betroffene ins Gespräch kam:

„Ich sage immer, wir haben hier drei Welten: die heile Welt oben beim Stadtzentrum, (...) dann die Chaoswelt hier unten [an der Ahr] und die Tragikwelt [der Todesfälle]. Und ich frage mich, wie man es schaffen soll, mit diesen Welten zusammenzuwachsen.“
(B-10, Z. 117-120)

Literaturverzeichnis

Quellen

- blick aktuell (2022): Bad Neuenahr: Masterplan zur Wiederherstellung des Ahrufers verabschiedet. Online verfügbar unter <https://www.blick-aktuell.de/Politik/Bad-Neuenahr-Masterplan-zur-Wiederherstellung-des-Ahrufers-verabschiedet-531710.html>, zuletzt aktualisiert am 23.11.2022, zuletzt geprüft am 10.12.2023.
- Deutsche Welle (2021): Nach der Flut. Wiederaufbau oder Wegziehen? Online verfügbar unter <https://www.dw.com/de/nach-der-flut-an-der-ahr-wiederaufbau-oder-wegziehen/a-59799941>, zuletzt aktualisiert am 15.11.2021, zuletzt geprüft am 08.07.2023.
- Deutschlandfunk Kultur (2021): Helfer-Shuttle organisiert und stärkt die Freiwilligen. Online verfügbar unter <https://www.deutschlandfunkkultur.de/katastropengebiet-ahr-tal-helfer-shuttle-organisiert-und-staerkt-die-freiwilligen-102.html>, zuletzt aktualisiert am 26.11.2021, zuletzt geprüft am 08.07.2023.
- Handelsblatt (2022): Ombudsmann der Versicherer meldet kaum Beschwerden nach Ahr-tal-Katastrophe. Online verfügbar unter <https://www.handelsblatt.com/finanzen/banken-versicherungen/versicherer/flut-ombudsmann-der-versicherer-meldet-kaum-beschwerden-nach-ahr-tal-katastrophe/28348502.html>, zuletzt aktualisiert am 17.05.2022, zuletzt geprüft am 08.07.2023.
- Landesamt für Soziales, Jugend und Versorgung RLP (2022): Suizid im Zusammenhang mit der Flutkatastrophe. Online verfügbar unter <https://lsjv.rlp.de/de/aktuelles/detail/news/News/detail/suizid-im-zusammenhang-mit-der-flutkatastrophe/>, zuletzt aktualisiert am 03.08.2022, zuletzt geprüft am 08.07.2023.
- MDR (2022): Ein Jahr nach dem Hochwasser. Die Jahrhundertflut [sic!] in Zahlen. Online verfügbar unter <https://www.mdr.de/brisant/hochwasser-ahr-tal-100.html>, zuletzt aktualisiert am 13.07.2022, zuletzt geprüft am 06.07.2023.
- Neumann, Andy (2021): Es war doch nur Regen!? Protokoll einer Katastrophe. Meßkirch: Gmeiner.
- Neumann, Andy (2022): Vergiss mal nicht! Eine Denkschrift. Meßkirch: Gmeiner.
- Stadt Sinzig (2023): Tiny Houses für Flutopfer. Online verfügbar unter <https://www.sinzig.de/hochwasserinfos/tiny-houses-fuer-flutopfer/>, zuletzt geprüft am 08.07.2023.
- SWR (2022): Die Flutkatastrophe an der Ahr. Fehler, Folgen und Verantwortung. Online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=JZApv7tAulA>, zuletzt aktualisiert am 15.07.2022, zuletzt geprüft am 06.07.2023.
- SWR (2023a): Ausschussvorsitzende Weeser: "Änderungen im Baugesetz bringen noch etwas". Bauausschuss des Bundestages im Ahr-tal. Online verfügbar unter <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/koblenz/sandra-weeser-bauausschuss-ahr-tal-baugesetz-100.html>, zuletzt aktualisiert am 24.08.2023, zuletzt geprüft am 10.12.2023.

SWR (2023b): Noch ein Vermisster. Aktuelle Daten und Fakten. Online verfügbar unter <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/flut-in-ahrweiler-so-gross-ist-der-schaden-104.html>, zuletzt aktualisiert am 23.06.2023, zuletzt geprüft am 06.07.2023.

SWR (2023c): Personalmangel bremst Wiederaufbau im Ahrtal aus. Werbekampagne der Landesregierung soll helfen. Online verfügbar unter <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/koblenz/deyer-ebbing-ahrtaufbauhilfe-mahnmal-100.html>, zuletzt aktualisiert am 17.03.2023, zuletzt geprüft am 10.12.2023.

SWR (2023d): Wiederaufbau nach der Flut: Bürgermeister fordert vereinfachte Verfahren. Erst ein Prozent der Schadenssumme erhalten. Online verfügbar unter <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/koblenz/flutkatastrophe-erst-ein-prozent-foerdergeld-ueberwiesen-fuer-wiederaufbau-weniger-buerokratie-gefordert-100.html>, zuletzt aktualisiert am 13.07.2023, zuletzt geprüft am 10.12.2023.

Tagesschau (2022): Der Kampf mit der Versicherung. Online verfügbar unter <https://www.tagesschau.de/wirtschaft/verbraucher/versicherungen-flutschaeden-naturkatastrophen-101.html>, zuletzt aktualisiert am 10.01.2022, zuletzt geprüft am 08.07.2023.

t-online (2022): Fluthelden auf Besatzerkurs. Online verfügbar unter https://www.t-online.de/nachrichten/panorama/katastrophen/id_91503620/aerger-im-ahrtafluthelden-auf-besatzerkurs.html, zuletzt aktualisiert am 06.02.2022, zuletzt geprüft am 08.07.2023.

WDR (2022): Die Flut. Chronik des Versagens. Online verfügbar unter <https://www.ardmediathek.de/video/dokus-im-ersten/die-flutkatastrophe-2021-oder-doku/das-erste/Y3JpZDovL2Rhc2Vyc3RlLmRIL3JlcG9ydGFnZSBfIGRva3VtZW50YXRpb24gaW0gZXJzdGVuLzEyYTJmMWU2LWZjZDMtNGEzZi1hMmM2LTQ3Nzg1ODA2NGIzNw>, zuletzt aktualisiert am 13.07.2022, zuletzt geprüft am 06.07.2023.

Wipperfürth, Markus; Fischer, Sandra (2022): Wegen dir bin ich hier. Aus SocialMedia wird SocialMachen: multimediales Tagebuch einer Katastrophenbewältigung mit Q-AHR-Codes. Hachenburg: Sandra Fischer.

Zeit online (2023): Heftiger Streit im Landtag wegen Ahrtal-Flutkatastrophe. Online verfügbar unter <https://www.zeit.de/news/2023-07/18/regierungserklaerung-von-dreyer-zur-flutkatastrophe>, zuletzt aktualisiert am 19.07.2023, zuletzt geprüft am 10.12.2023.

Literatur

Albrecht, Clemens (2020): Sozioprudenz. Sozial klug handeln. Frankfurt, New York: Campus Verlag.

Albrecht, Clemens; Bechheim, Nora; Bell, Susanne; Hemmerich, Julian; Hörter, Anna; Jakobs, Philipp et al. (2020): Wir Bobos. Zur Autoethnographie eines Sozialtyps. Zenodo. Online verfügbar unter <https://zenodo.org/record/3695330>.

- Alisch, Monika; May, Michael (2016): „Das ist doch nicht normal ... !“. Sozialraumentwicklung, Inklusion und Konstruktionen von Normalität. Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich-Esser.
- Antweiler, Christoph (2020): Kognitive Methoden. In: Bettina Beer und Anika König (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Methoden ethnologischer Feldforschung. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Reimer.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1972): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 3. Auflage. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bolte, Karl Martin (2000): Typen alltäglicher Lebensführung. In: Werner Kudera und G. Günter Voß (Hg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge Zu Konzept und Empirie Alltäglicher Lebensführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH.
- Breuer, Stefan (1993): Das Charisma der Vernunft. In: Winfried Gebhardt, Arnold Zingerle und Michael N. Ebertz (Hg.): Charisma. Theorie - Religion - Politik. Berlin/New York, S. 159–184.
- Breuer, Stefan (1994): Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Charmaz, Kathy (2014): Constructing grounded theory. 2. Aufl. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore, Washington DC: SAGE.
- Clausen, Lars (1994): Krasser sozialer Wandel. Opladen: Leske und Budrich.
- Dangschat, Jens S.; Kogler, Raphaela (2019): Qualitative räumliche Daten. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Dombrowsky, Wolf R. (2010): Entstehung und Ansätze der Katastrophensoziologie. In: Alexander Siedschlag (Hg.): Jahrbuch für europäische Sicherheitspolitik 2009/2010. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG.
- Durkheim, Émile (2019 [1977]): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dürr, Eveline (2017): Feldforschung. In: Bettina Beer, Hans Fischer und Julia Pauli (Hg.): Ethnologie. Einführung in die Erforschung kultureller Vielfalt. Neunte Auflage, erweiterte und aktualisierte Neufassung. Berlin: Reimer, S. 89–107.
- Eichenberg, Christiane; Zimmermann, Peter (2017): Einführung Psychotraumatologie. München, Basel, München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Endreß, Martin (2022): Resilienz im Diskurs. In: Martin Endreß und Benjamin Rampp (Hg.): Resilienz als Prozess. Beiträge zu einer Soziologie von Resilienz. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Finzen, Asmus (2018): Normalität. Die ungezähmte Kategorie in Psychiatrie und Gesellschaft. Köln: Psychiatrie Verlag.
- Fischer, Hans; Beer, Bettina (2020): Dokumentation von Feldforschungsdaten. In: Bettina Beer und Anika König (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Methoden ethnologischer Feldforschung. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage.

Berlin: Reimer.

- Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung. 4. Aufl. Stuttgart, Köln: UTB GmbH; Böhlau.
- Hahn, Hans Peter (2014): Ethnologie. Eine Einführung. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Hegner, Victoria (2013): Vom Feld verführt: methodische Gratwanderungen in der Ethnografie. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 14 (3), S. 21.
- Heiser, Patrick (2018): Meilensteine der qualitativen Sozialforschung. Eine Einführung entlang klassischer Studien. Wiesbaden: Springer VS.
- Hofer, Peter (2014): Krisenbewältigung und Ressourcenentwicklung. Kritische Lebenserfahrungen und ihr Beitrag zur Entwicklung von Persönlichkeit. Dissertation. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hutson, Sadie P.; Hall, Joanne M.; Pack, Frankie L. (2015): Survivor guilt. Analyzing the concept and its contexts. In: *ANS. Advances in nursing science* 38 (1), S. 20–33.
- Jochum, Georg (2020): Auf dem Weg zur nachhaltigen Lebensführung? Zur Transformation des Naturverhältnisses des Subjekts. In: Georg Jochum, Karin Jurczyk, G. Günter Voß und Margit Wehrich (Hg.): Transformationen alltäglicher Lebensführung. Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen. Weinheim: Beltz.
- Jochum, Georg; Jurczyk, Karin; Voß, G. Günter; Wehrich, Margit (2020): Transformationen alltäglicher Lebensführung. Zur Einführung. In: Georg Jochum, Karin Jurczyk, G. Günter Voß und Margit Wehrich (Hg.): Transformationen alltäglicher Lebensführung. Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen. Weinheim: Beltz.
- Kudera, Werner (1995): Einleitung. In: Projektgruppe "Alltägliche Lebensführung" (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 7–12.
- Kudera, Werner (2000): Wie Geschichte in den Alltag eindringt. In: Werner Kudera und G. Günter Voß (Hg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge Zu Konzept und Empirie Alltäglicher Lebensführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH.
- Kusenbach, Margarethe (2003): Street Phenomenology. In: *Ethnography* 4 (3), S. 455–485.
- Levins, Richard (1966): The strategy of model building in population biology. In: *American scientist* 54 (4), S. 421–431.
- Merton, Robert K. (1968): The Matthew Effect in Science. In: *Science* 159 (3810), S. 56–63.
- Niemand, Stephan (2020): Alltagsumbrüche und Medienhandeln. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Pfister, Sandra Maria (2020): Jenseits der Sicherheit. Deutungsmuster der Katastrophe und ihre Institutionalisierung im Katastrophenschutz. Bielefeld: transcript (Science studies (Bielefeld, Germany)).

- Rädiker, Stefan; Kuckartz, Udo (2019): Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA. Text, Audio und Video. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Schlehe, Judith (2020): Qualitative ethnographische Interviews. In: Bettina Beer und Anika König (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Methoden ethnologischer Feldforschung. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Reimer, S. 91–111.
- Schönhuth, Michael; Jerrentrup, Maja Tabea (2019): Partizipation und nachhaltige Entwicklung. Ein Überblick. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Imprint Springer VS.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2017 [2003]): Strukturen der Lebenswelt. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart, Konstanz: UTB; UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Seyfarth, Constans (1979): Alltag und Charisma bei Max Weber. Eine Studie zur Grundlegung der "verstehenden" Soziologie. In: Walter M. Sprondel und Richard Grathoff (Hg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Smith, Neil (2006): There's No Such Thing as a Natural Disaster. Online verfügbar unter <https://items.ssrc.org/understanding-katrina/theres-no-such-thing-as-a-natural-disaster/>, zuletzt aktualisiert am 11.06.2006, zuletzt geprüft am 06.07.2023.
- Squires, Gregory; Hartman, Chester (Hg.) (2006): There is No Such Thing as a Natural Disaster. Race, Class, and Katrina. Hoboken: Taylor and Francis.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Unveränd. Nachdr. der letzten Aufl. Weinheim: Beltz.
- Thieken, Annegret H.; Bubeck, Philip; Heidenreich, Anna; Keyserlingk, Jennifer von; Dillenardt, Lisa; Otto, Antje (2023): Performance of the flood warning system in Germany in July 2021. Insights from affected residents. In: *Nat. Hazards Earth Syst. Sci.* 23 (2), S. 973–990.
- Thierbach, Cornelia; Petschick, Grit (2022): Beobachtung. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS, S. 1563–1579.
- Tresch, John (2001): On Going Native. In: *Philosophy of the Social Sciences* 31 (3), S. 302–322.
- Truedinger, Alessa Jasmin; Jamshed, Ali; Sauter, Holger; Birkmann, Joern (2023): Adaptation after Extreme Flooding Events: Moving or Staying? The Case of the Ahr Valley in Germany. In: *Sustainability* 15 (2), S. 1407.
- Voss, Martin (2005): Symbolische Formen. Dissertation: transcript Verlag.
- Weber, Max (1966): Staatssoziologie. Soziologie der rationalen Staatsanstaalt und der modernen politischen Parteien und Parlamente. 2., durchges. und erg. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weihrich, Margit (2018): Transformationen alltäglicher Lebensführung. Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen. In: *Berlin J Soziol* 28 (3-4), S. 511–523.

Anhang

Anhang 1: Übersicht über die individuellen Problembereiche

Problembereich	Spezielle Unterformen	Kapitel
Überforderung	Orientierungsverlust	4.1.2
	Hilflosigkeit	4.1.2, 4.2.2, 4.5.4
	Kontrollverlust	4.1.3
	Todesangst	4.1.4, 4.3.2
	Existenzangst	4.2.1, 4.2.2, 4.3.1, 4.5.5
	Übererregung	4.2.2
	Traumatisierung	4.3.2, 4.6.2
	Emotionale Erschöpfung (Burn-Out)	4.3.3, 4.4.3, 4.5.8, 4.6.1
	Depression	4.6.1
Instabilität	Dysfunktionale Veränderung der Umgebung	4.2.1, 4.2.3, 4.4.4, 4.5.5
	Fehlendes Rezeptwissen	4.2.1, 4.4.4
	Ungewisse Zukunftsaussichten	4.2.1, 4.2.2, 4.3.2
	Vertrauensverlust in öffentliches Institutionen	4.5.1
	Fehlendes Sicherheitsgefühl im öffentliches Raum	4.5.2
Schmerz	Sorge um andere Betroffene/Mitgefühl	4.1.5, 4.4.3, 4.5.4
	Belastende und bedrückende Atmosphäre	4.3.1, 4.3.2, 4.3.3, 4.3.4, 4.3.5
	Trauer um eigene Verluste	4.3.2, 4.6.3, 4.6.4
Gesellschaftliche Konnotation	Schamgefühle	4.2.1, 4.4.1, 4.5.4, 4.5.6
	Schuldgefühle	4.2.1, 4.5.7, 4.6.2
	Neid und Missgunst	4.4.1
	Verantwortungsgefühle	4.4.3, 4.5.8
	Benachteiligungsgefühle	4.5.2, 4.5.5
	Verunsicherung	4.5.3, 4.5.5, 4.5.8, 4.6.2
Folgeprobleme von Dissoziation	Vernachlässigung eigener Bedürfnisse	4.1.5, 4.3.3
	Einsamkeit	4.3.3, 4.4.4
	Autoaggression	4.6.2

Tabelle 3: eigene Darstellung

Anhang 2: Übersicht über die individuellen Kontextfaktoren

Kontextfaktor	Spezielle Unterformen	Kapitel
Wissensbestände der Alltagswelt	Institutionen	4.1.4, 4.1.5, 4.2.1, 4.3.4, 4.4.1, 4.4.2, 4.4.3, 4.5.3, 4.5.5, 4.5.6, 4.5.7, 4.6.1
	Rezeptwissen	4.2.1, 4.5.3, 4.6.2
	Typisierungen	4.4.1, 4.4.2, 4.4.3, 4.5.5, 4.6.2, 4.6.3, 4.6.4
	Legitimationen	4.5.1, 4.5.2, 4.5.5, 4.6.1
	Sedimente	4.5.2, 4.5.3, 4.6.3
Spezielle Wirklichkeitsbereiche	Sinnprovinzen	4.1.2, 4.5.2, 4.5.3, 4.6.1
	Subsinnwelten	4.6.1
Kollektive Umwelteinflüsse	Gesellschaftliche Bewältigungsstrategien	4.2.2, 4.5.1, 4.5.5, 4.5.7, 4.6.1, 4.6.2
	Charisma	4.1.2, 4.3.5, 4.4.1, 4.5.2
	Veralltäglichung	4.1.5, 4.3.5, 4.4.1, 4.5.2
	Dauer-Exposition	4.3.1, 4.3.2, 4.6.1, 4.6.2
	Wetter	4.3.2
	Ort	4.1.2, 4.3.4, 4.5.1, 4.6.4
	Zeit	4.1.2, 4.1.3, 4.2.2, 4.5.3, 4.6.1
Individuelle Ressourcen	Soziale Ressourcen	4.1.2, 4.2.1, 4.4.1, 4.4.2, 4.5.4, 4.6.2, 4.6.4
	Persönlichkeit	4.1.3, 4.2.2, 4.3.3, 4.3.5, 4.4.2, 4.4.2, 4.6.4
	Gefahrenbewusstsein	4.1.4
	Selbstsicherheit	4.1.4, 4.2.1
	Erfahrungsschatz	4.2.1
	Formale Wohnverhältnisse	4.3.1
	Emotionale Kapazität	4.4.3, 4.6.1, 4.6.2

Tabelle 4: eigene Darstellung

Anhang 3: Übersicht über die individuellen Bewältigungsstrategien

Bewältigungsstrategie	Spezielle Unterformen	Kapitel
Wirklichkeitsverschiebung	Räumlicher Abstand	4.1.2, 4.6.1
	Verweis auf anderen Wirklichkeitsbereich	4.1.2, 4.5.3, 4.5.6
	Rationalisierung	4.1.3, 4.3.3, 4.3.5, 4.5.3, 4.5.7
	Abgrenzung über Humor/Ironie/Theatralik	4.1.3, 4.2.3, 4.3.2, 4.5.6
	Abgrenzung von Verantwortlichkeit	4.2.3, 4.4.3, 4.5.6, 4.5.7
	Ausblenden von Ambiguität	4.3.3, 4.3.4, 4.3.5, 4.5.8
	Dissoziation	4.3.3., 4.6.2
	Vermeidung	4.3.4, 4.4.1
	Abgrenzung von eigenen Emotionen	4.5.8
	Ablenkung	4.6.1
Orientierung an anderen	Co-Regulation annehmen	4.1.2
	Sich emotional mitteilen	4.1.4, 4.3.2, 4.3.3, 4.4.3, 4.5.5, 4.6.2
	Zugehörigkeit/Verbundenheit	4.2.2, 4.3.3
	Vertrauen/Hoffnung	4.2.3, 4.4.1, 4.6.1, 4.6.2
	Empathie/Verständnis für andere aufbauen	4.3.3, 4.5.8
	Rational argumentieren	4.4.3, 4.5.1, 4.5.5
	Vergleiche ziehen	4.5.5, 4.6.2
Unterstützung durch andere	Hilfe durch persönliche Kontakte annehmen	4.1.2, 4.2.1
	Hilfe durch fremde Personen annehmen	4.1.3, 4.2.2
	Hilfe aktiv erbitten	4.1.4, 4.2.1
	Öffentliche Hilfsangebote annehmen	4.2.2., 4.6.2
	Kooperation aufbauen	4.4.2
Anpassung oder Kontinuität herstellen	Routinen	4.1.5, 4.2.2, 4.2.3
	Typisierungen	4.2.3, 4.5.6, 4.5.8, 4.6.4
	Identität	4.5.5, 4.5.7
Aktive Auseinandersetzung	Tatkraft/maximale Ressourcenaktivierung	4.1.3, 4.1.4, 4.1.5, 4.3.3
	Analytisches/pragmatisches/kreatives Denken	4.1.3, 4.1.4, 4.2.1
	Reflexion	4.1.4, 4.2.2, 4.3.2, 4.3.3, 4.4.3, 4.6.1, 4.6.2
	Stolz	4.1.4, 4.3.3
	Prävention	4.1.4
	Dankbarkeit	4.2.1, 4.2.2, 4.2.3, 4.3.3
	Genügsamkeit/Geduld	4.2.3, 4.3.2, 4.3.5, 4.4.1
	Akzeptanz/Ambiguitätstoleranz	4.2.3, 4.3.2, 4.3.3, 4.3.5, 4.4.3, 4.5.6, 4.6.2

Tabelle 5: eigene Darstellung